

# Transkarpaten 2002



*ein Abenteuer von Tiger & Möter*





2. Auflage, Januar 2003, etwas fehlerärmer  
1. Auflage, 27.8.2002, Ratri's Geburtstag, 1 Exemplar, entstanden an  
langen Abenden im Sommer 2002  
Ummendorf – Chotča – Sighișoara – Tamanrasset

### *Karpaten*

Karpaten, Gebirgsbogen im südöstl. Mitteleuropa, umschließen Ungar. Tiefland und Siebenbürg. Hochland; reich an Wäldern, Bodenschätze: Eisenerz, Quecksilber, Mangan, Kupfer, Magnesit, Antimon, Steinkohle, Silber, Gold; Steinbrüche. Ackerbau, Viehzucht. West-K., von der Donau bis zum Hernad; Wald-K., bis zum Quellgebiet der Theiß; Ost-K., bis zum Ostende des Gebirgsbogens, und Süd-K., bis zum Eisernen Tor der Donau. Hochgebirgsartig, aber ohne Gletscher sind die K. fast nur in der Hohen Tatra (Gerlsdorfer Spitze, 2655 m) und Teilen der Süd-K. (Moldoveanu, 2544 m).

(Brockhaus online)



## **Prolog**

*„Wenn wir schon bis in die Karpaten fahren“, sagte Martin, „dann fahren wir gleich weiter bis zum Ural!“*

Diese sehr glaubwürdige Untermauerung der Pisa-Studie erfolgte im Herbst 2001 in einem urigen Landhaus an der Ardèche. *„Nach dem Urlaub ist vor dem Urlaub“* scherzte Martin immer gerne, und so wurde es eine Gepflogenheit von Ratri und ihm, das nächste Abenteuer immer schon auszuhecken oder wenigstens grob anzudenken, wenn das momentane erst kurz vor dem Ende stand. Um ein echtes Abenteuer handelte es sich bei der ‚tour de l’Ardèche‘ zwar keinesfalls, aber vielleicht gerade deshalb landeten die Gedanken der beiden schnell bei Tschechien, der Slowakei und bei den Karpaten und der Befahrung deren gesamter Ausdehnung.

*„Wir machen eine Karpaten-Tour“* war Ratri’s Resümee, und dann ergänzte Martin die schon erwähnte, unrühmliche Ural-Idee. Im Landhaus gab es einige wenige, ziemlich alte Bücher, und ein Atlas gehörte dazu. Zwar verliefen die Grenzen in Europa mittlerweile drastisch anders, aber einen Gebirgszug wie die Karpaten interessierten Ländergrenzen nicht im geringsten. Den Ural aber auch nicht, und ganz gleich wie groß Deutschland jemals aufgrund verbrecherischen Ausdehnungswahns war – der Ural war immer weit weg. *„Zu weit“*, wie Ratri und Martin feststellten. *„Vorerst...“*, wie Martin sich im Hinterkopf dachte. Später wussten beide, dass sie den Ural wohl passieren mussten, wenn sie an den Baikalsee wollten. Aber das wird eventuell eine andere Geschichte.

Es war den beiden an diesem Abend nicht möglich festzustellen, welche Länder sie auf dem Weg durch die Karpaten besuchen würden. Und es fehlte ihnen auch jegliche Idee, wie es denn „*da hinten*“, östlich der Slowakei, also der hohen Tatra, die zweifellos zu den Karpaten gehörte, wohl weiterging. Martins heißester Tipp war Weißrussland, auch das war eine Bestätigung der Pisa-Studie. Sicher waren sich die beiden Abenteurer, dass Rumänien ein „*Karpaten-Land*“ war, Dracula ließ grüßen. Und da Budapest ganz sicher in Ungarn lag, musste dann also Bukarest in Rumänien sein. Und war nicht dieser Ceaușescu in Rumänien, bis man seinem Treiben ein Ende setzte? Oder war das Bulgarien? Ratri und Martin erkannten, dass noch eine Menge Vorbereitung vor ihnen lag.

## **Die Nebel lichten sich**

In den folgenden Monaten legten die wild entschlossenen Abenteurer ein Dossier über die Länder an, die zu bereisen nun fest stand: Tschechien, Slowakei, Ukraine, Rumänien und Ungarn. Tschechien würde wohl lediglich der Anreise dienen und verbarg keinerlei Geheimnisse, gleiches galt für Ungarn als Transitstrecke zurück. Beide Länder waren bekanntermaßen stark westeuropäisch orientiert und die Infrastruktur über jeden Zweifel erhaben. Weniger im klaren waren sich die Reisenden inspe über die Slowakei und Rumänien. Die Slowakei als wirtschaftlicher Verlierer der Trennung der Tschechoslowakei war kaum als Reiseland bekannt, allerdings konnten Jana und Norbert, ein befreundetes Paar mit Wurzeln in der Slowakei, ausgiebig informieren. Demnach war auch die Slowakei keine echte Herausforderung für einen Abenteurer und durchaus auf dem Sprung nach Westeuropa.

Über Rumänien war auch im Internet zunächst nicht viel Aktuelles zu finden und das weniger Aktuelle machte noch weniger Mut. Lediglich ein Bericht in der Zeitschrift ‚Tourenfahrer‘ berichtete über das Rumänien der Jahrtausendwende, dort wurden zwar die haarsträubendsten Vorurteile bezüglich der Nahrungsmittelversorgung negiert, aber die Infrastruktur bekam doch eher ein schlechtes Zeugnis. Wolfgang, ein Freund der beiden Abenteurer, war mit einem rumänischen Studienkollegen Anfang der 1990er Jahre in den Südkarpaten. Seine Schilderungen des Post-Ceauşescu-Rumäniens waren teilweise fast traumatisch. Damals überwog Resignation, Stagnation, Alkoholismus,

eine schlechte Versorgungslage und eine größtenteils bitterarme Bevölkerung, die sich die Luxusgüter aus dem Westen im Schaufenster lediglich ansehen konnte. Laut Regina, einer rumänisch stämmigen Freundin einer Arbeitskollegin von Martin, hatte sich all das geändert und Rumänien war nun ein Land wie jedes andere auch – mit Tankstellen und Bankomaten, Supermärkten und einem kleinen Kriminalitätsproblem. Das klang in der Reisebeschreibung ‚die rumänischen Waldkarpaten‘ der Herren Schneeberger und Lange schon wieder ganz anders. Zumindest die Maramureş wurde dort als ein einzigartiger, unberührter Landstrich beschrieben, in dem die bäuerliche Kultur blühte und alle Errungenschaften des ‚zivilisierten‘ Europa weit weg waren.

Die meisten Rätsel gab aber die Ukraine auf, ein Land, zu dessen aktuellem Zustand sich so gut wie nichts finden ließ. Dass man ein Visum benötigte, konnte Martin relativ schnell herausfinden, wie man das bekam war allerdings stark von der Quelle abhängig, die man konsultierte. Selbst die Homepage der Botschaft der Ukraine war nicht konsistent in den Erläuterungen und Anträgen. Darüber hinaus spürten die Suchmaschinen noch einen Reisebericht aus dem Ende der 1990er Jahre auf, in dem der Autor von seinen Erlebnissen mit sündhaft teurem, schlechten Benzin aus Pepsiflaschen im Straßenverkauf schrieb, wohlgemerkt jenseits von Odessa, einer Region dieses riesigen Landes, in die Ratri und Martin nicht annähernd vorstoßen würden. Einstweiliger Höhepunkt der Informationsflut war ein internationales Polizeitreffen in der Ukraine mit Teilnehmern aus den Niederlanden, Österreich und

Deutschland, das auf seiner Seite im Internet vor dem Grenzübertritt mit vollen Benzinkanistern warnte.

Auf der Seite des ADAC fand sich dann noch die Email-Adresse des Autoclubs der Ukraine, der auf Martins Anfrage mit einigen Wochen Verzögerung in englischer Sprache antwortete, es stelle kein Problem dar, in der südwestlichen Region des Landes Benzin in guter Qualität zu bekommen. Lediglich bleifrei könnte schwierig werden, was Ratri und Martin aber nicht weiter beunruhigte, schließlich fuhren nach Auskunft der Werkstatt ihres Vertrauens (und das war nicht ironisch), ihre Motorräder auch mit bleihaltigem Kraftstoff.

Ende 2001 stand die Route eigentlich so gut wie fest und damit auch der Entschluss, trotz aller Unsicherheiten und des Aufwandes der Visum-Beschaffung die vergleichsweise kurze Etappe durch die Ukraine zu realisieren und nicht den bequemeren Weg durch Ungarn zu wählen. „*Schließlich*“, wie die beiden sagten, „*wollen wir die Karpaten komplett fahren.*“

## Gerüchte, Halbwahrheiten und Vorurteile

Je weniger ein Mensch über ein Land wusste, um so mehr erzählte er davon. Und um so negativer fielen diese Erzählungen aus. Zumindest mussten Ratri und Martin diese Erfahrung in den Monaten vor ihrer Reise machen. Das Abenteuer musste schon deshalb zwangsläufig ein Erfolg werden, voller schöner Erlebnisse und ohne größeren Schaden, um alle diese Propheten des Desasters Lügen zu strafen. *„Ihr werdet beklaut“* war normal, *„das Essen ist unverdaubar fettig“* auch, *„schließt eure Motorräder gut ab“* nichts neues. Sehr verbreitet auch *„überfallen werden“*, *„Korruption der Staatsgewalt“* und *„Polizeischikane“*. Viele wussten von *„Mafia“* und *„Menschenschmuggel“* zu berichten, manche auch von *„LKW-Konvois mit Maschinengewehren auf den Kühlerhauben“*. Einig waren sich die Quellen wieder mit *„Bandenriminalität“* und vor allem *„schlechten Straßen, auf denen die tiefsten Schlaglöcher durch einen hineingesteckten Ast markiert waren“*. Glaubte man so manch einem Experten, waren vor allem Rumänen derartig kriminell, dass alle schizophoren wurden und sich selbst beraubten.

Eines stand fest, soviel Übel auf einem Haufen konnte es nicht geben, und selbst wenn von all dem ein geringer Prozentsatz stimmte, war es immer noch nicht schlimmer als in einer durchschnittlichen westeuropäischen Großstadt. Die Reiseführer sprachen auch schon eine ganz andere Sprache, zwar sollte man schon aufpassen, wo man das Auto parkte und was man darin ließ, aber wo musste man das nicht? Und auf dem Lande war wie immer alles halb so wild, wenn nicht absolut

unbedenklich. Bewachte Parkplätze gab es bei den meisten Sehenswürdigkeiten, und die Wächter hatten einen Ruf zu verlieren. Das auswärtige Amt konnte ebenfalls keine größeren Gefahren erkennen und berichtete auf seiner Homepage von den ganz normalen, auf der ganzen Welt vorkommenden Phänomenen wie Prostituierten, die ihre Kunden durch K.o.-Tropfen außer Gefecht setzten und beraubten. Lediglich zur Ukraine gab es einen Vermerk über vereinzelte Fälle von Polizeischikane.

## **Reisevorbereitungen**

Im Januar 2002 ergab sich für die Reiseplanung eine unerwartete Bereicherung. Norbert lud Ratri und Martin zu Janas und seiner Hochzeit nach Chotča in der Ostslowakei ein, und zwar am 25. Mai. Die Vorstellung, bei einer slowakischen Hochzeit dabei sein zu dürfen, gefiel den beiden Abenteurern außerordentlich gut, und der Termin ließ sich durch eine kleine Verschiebung der geplanten Reisezeit problemlos in die Tourplanung einbauen. Damit stand fest, dass die beiden am 17. Mai abreisen würden.

Im Februar, genau drei Monate vor Reisebeginn, läutete Martin endgültig die heiße Phase des Unternehmens ‚Transkarpaten‘ ein. Er sammelte alle ausstehenden Punkte wie Ausrüstungsteile, einzuholende Informationen, Visumfragen und sonstiges, schrieb alles in ein Excel-Blatt, gab jedem Punkt einen Termin, bis zu dem er erledigt werden sollte, und benannte zusammen mit Ratri dann den Kümmerer, der für die Bearbeitung verantwortlich war. Durch eine bedingte Formatierung wurde der momentane Status farblich dargestellt, es gab grün für ‚erledigt‘, gelb für ‚in Arbeit‘ und rot, wenn der festgesetzte Termin ohne Erledigung überschritten wurde. Diese aus dem Projektmanagement ausgeliehene Technik sah zunächst etwas sehr bürokratisch aus, hat sich aber hervorragend bewährt, was auch Ratri bemerkte, deren Begeisterung sich anfänglich in Grenzen gehalten hatte.

Zunächst nahmen sich die beiden der Visumfrage an. Eine ukrainische Krankenversicherung gab es problemlos

bei der AXA Ukraine in München, und das einfach per Fax mit anschließender Überweisung. Visumanträge ließen sich im Internet auf der Seite der ukrainischen Botschaft herunterladen, und laut der dort abrufbaren Informationen konnte seit neuestem jeder ein Privatvisum beantragen, auch ohne die Einladung eines Einheimischen. So gerüstet fuhren die beiden Abenteurer Mitte März nach München, besuchten am Wochenende Freunde und Verwandte, stärkten sich ausgiebig mit Krustenschweinsbraten und Hellem und besuchten am Montag morgen das Konsulat der Ukraine.

Martin hatte eine ziemlich genaue Vorstellung davon, was sie erwarten würde. Das Konsulat war ein imposantes, weißes Gebäude, dem sie sich durch ein Tor und einen kleinen, gepflegten Garten näherten. Dort standen an einer schweren, eisenbeschlagenen Tür zwei uniformierte Wachen und ließen sie ein. Nach kurzer Wartezeit wurden sie zum Konsul gerufen, einem freundlichen, älteren Herrn mit korrekt sitzendem Anzug und ehrwürdig ergrauten Schläfen. Der Konsul saß an einem wuchtigen Mahagoni-Schreibtisch und unterzeichnete mit einem schweren, schwarzen Füllfederhalter sowjetischer Herkunft wichtige Papiere. Auf seiner Arbeitsfläche stand ein Briefbeschwerer aus Bernstein und ein goldener Miniatur-Fahnenmast mit der ukrainischen Flagge. Der Konsul blickte auf, lächelte die beiden an und fragte: „*Was kann ich für Sie tun?*“ Nachdem Ratri und Martin erklärten: „*Wir machen eine Karpaten-Tour mit den Motorrädern und wollen durch die Ukraine fahren*“, strahlte der Konsul und kleine Lachfalten bildeten sich um seine freundlich blickenden Augen. „*Kein Problem*“, sagte er, rief seine Sekretärin

herbei und wies sie an, Visa in die Pässe zu stempeln. „*Willkommen in meinem Land, willkommen in der Ukraine, bitte seien sie unser Gast*“, sagte der Konsul feierlich zum Abschied und schüttelte Ratri und Martin die Hände.

Das Konsulat der Ukraine war in einem völlig unscheinbaren Haus mitten in München untergebracht. Im dritten Stock roch es streng nach Putzmitteln und die Geräuschkulisse eines gepflegten Durcheinanders schlug den beiden Motorrad-Abenteurern entgegen. Im Rahmen einer ausgehängten Tür lehnte gelangweilt ein Uniformierter, der aber dem Geschehnis um sich herum möglichst keine Beachtung zu schenken versuchte. In einem circa 20 Quadratmeter großen Raum drängelten sich etwa 25 Menschen in zwei Warteschlangen zu zwei in der Wand eingelassenen, kioskartigen Öffnungen oder saßen nur teilnahmslos oder zeitunglesend herum. Alle Aushänge waren in kyrillischen Buchstaben und Ratri und Martin waren zweifelsfrei die einzigen Nicht-Ukrainer in diesem Raum. Über einer der Luken stand ‚Visum‘ und, die beiden reihten sich tapfer in die Schlange ein.

Als sie sich der Bearbeitungsstelle näherten, sahen sie eine osteuropäisch anmutende Frau an einer kleinen Arbeitsplatte sitzen, die mit Zetteln, Pässen, Anträgen und Formularen hoffnungslos überfüllt war. Endlich waren die beiden an der Reihe, legten Pässe und Anträge, sowie die ukrainische Krankenversicherung in die Schublade unter dem Sichtfenster und erklärten: „*Wir machen eine Karpatentour mit dem Motorrad und wollen durch die Ukraine fahren.*“ Die Frau warf einen

flüchtigen Blick auf die Visum-Anträge und fragte: „Hotelgutscheine?“. „Wir haben ein Zelt“, erklärte Ratri, „oder wir suchen uns unterwegs ein Motel.“ „Dann kein Visum!“ war die Antwort und die Schublade bewegte sich mit Vehemenz wieder zurück zu den Abenteurern.

„Dann kein Visum!“ hämmerte es Martin im Kopf, sollte das Projekt ‚Transkarpaten 2002‘ hier einen ersten Dämpfer erhalten? Hinter den beiden drängte der nächste in der Schlange Wartende nach und redete auf die Frau hinter der Scheibe ein. Martin nutzte eine kurze Pause im Redeschwall und brachte erneut sein Anliegen vor: „Aber wir fahren die ganzen Karpaten entlang, und die Ukraine gehört dazu. Laut Homepage der Botschaft können wir ein Privatvisum bekommen, ohne Hotelgutscheine.“, sagte er. Die Frau war scheinbar etwas überrascht, zog die Schublade mit den Unterlagen wieder zu sich und blickte noch einmal ernst auf die Anträge. „Name von Person, die Sie besuchen“, sagte sie und zeigte auf das dafür vorgesehene Feld im Antrag. „Wir besuchen niemanden“, klärte Ratri auf. „Sie kennen niemanden in der Ukraine?“ war die nächste Frage und Martin sagte: „Nein“, wohl wissend, was jetzt passieren würde. Die Schublade flog ihnen wieder entgegen, und die Dame sagte etwas lakonisch: „Dann kein Visum!“, nicht ahnend, dass sie dabei war, einen Traum zu zerstören. Martin nahm einen letzten, verzweifelten Anlauf und sagte: „Aber laut Botschaft in Berlin brauchen wir keine Einladung.“ Das wirkte anscheinend und die Schublade bewegte sich wieder nach innen. Die Frau sah nun sehr angestrengt auf die Papiere und ersann einen Kompromiss. „Route von Reise in Feld für

*einladende Person.*“, sagte sie, und schob die Schublade abermals heraus, scheinbar glücklich über den Geistesblitz, „*dann Papiere mit Passbild wieder hier.*“

Ratri und Martin waren etwas überrascht und wunderten sich auch nicht unerheblich über Sinn und Zweck dieser Übung. Vielleicht war die Ukraine einfach nicht ‚frei‘ zu bereisen, und die Route wurde in die Pässe eingetragen und ständig kontrolliert? Oder mussten sie sich eventuell unterwegs bei irgendwelchen Polizeiposten melden? Das Problem in diesem Moment war, die beiden Abenteurer hatten keine Route parat und konnten sich auch nicht an die Städte erinnern, die in der Gegend lagen. Zum Glück hatte Martin den Reiseführer ‚Die Ukraine entdecken‘ dabei, wahrscheinlich um mit dem freundlichen Konsul darin zu blättern, und so schrieben sie einfach eine fiktive Route auf, ausgehend von Užgorod, der Stadt der Einreise aus der Slowakei, bis Siret, dem Grenzübergang nach Rumänien. Das nächste Problem waren Ratri's Passbilder, die sie in einem Automaten in der Münchner U-Bahn gemacht hatte, und die leider in einem Stück herausgekommen waren. Natürlich hatten die beiden kein Taschenmesser oder Leatherman dabei, wer ging schon bewaffnet in ein Konsulat, und so dauerte es etwas, bis sie durch Knicken und Reißen ein Passbild losgelöst hatten.

Die Atmosphäre im Raum war unerträglich hektisch, warm und eng, es wurde gestoßen und gedrängelt, und jeder versuchte am Tisch irgendein Formular auszufüllen. Außer den Zeitungslesern, die nicht zur Seite rückten, sondern mit stoischer Ruhe auf die kyrillischen Buchstaben sahen und Informationen aus ihrer Heimat

aufsaugten. Im Raum kursierten mehrere Klebestifte, nach einer Weile hatten Ratri und Martin einen davon organisiert und konnten die Passbilder in den Antrag, nun mit Route im Feld ‚Name von einladender Person‘, einkleben.

Endlich fertig, drängelten sie sich wieder in die Schlange und schoben triumphierend die Schublade herüber. Die Dame im Schalter sah sich alles noch einmal genau an und vergewisserte sich dann mehrmals, dass die beiden nach Rumänien ausreisen und von dort nach Deutschland fahren würden, ohne noch einmal in die Ukraine zu fahren. Das ganze schien ihr jetzt mehr nach ‚Transit‘ auszusehen, und damit gab es wohl keine Probleme. Sie bemerkte freudig überrascht die Krankenversicherungspolice der AXA Ukraine und damit war die Entscheidung wohl gefallen, instruierte sie Ratri und Martin doch jetzt, etwas über 90€ zu überweisen und mit dem Beleg wieder herzukommen, die Pässe sollten zusammen mit den Anträgen schon mal bei ihr bleiben.

Die beiden Abenteurer verließen also das dritte Stockwerk dieses unscheinbaren Hauses und suchten eine Bank auf, von der sie mittels Bargeldeinzahlung die Gebühr überweisen konnten. Sich fast am Ziel wähnend, marschierten sie zurück zum Konsulat, drängelten sich abermals in die Schlange zum Schalter ‚Visum‘ und präsentierten der Dame den Beleg. Diese hatte erwartungsgemäß ziemliche Probleme, in dem Chaos ihrer völlig überladenen Arbeitsfläche die Anträge und Pässe wieder zu finden. Nach einiger Sucherei tauchte zunächst Ratri's Pass und dann der Rest auf, der Beleg wanderte in die an drei Seiten offene Klarsichthülle und

mit dem Gefühl, ihre Pässe nie wieder zu sehen, verließen die Abenteurer das Konsulat. „*Da haben wir wohl einen kleinen Vorgeschmack auf das bekommen, was uns in der Ukraine erwartet.*“, sagte Martin etwas enttäuscht, weil er auf einen Cognac und eine Havanna mit dem Konsul hatte verzichten müssen. „*Ja, das haben wir wohl.*“, pflichtete Ratri ihm bei.

Drei Tage später kamen ihre Pässe per Einschreiben zurück. Auf dem Brief, der noch unbeschrieben war, als sie ihn selbst adressiert hatten, befand sich ein Stempel mit der Aufschrift ‚das Konsulat der Ukraine wünscht ein frohes Fest‘ und zeigte, wenige Tage vor Ostern, Stern und Krippe von Bethlehem. In die Pässe war mit großer Sorgfalt ein Visum eingeklebt und abgestempelt worden, und zum ersten Mal in ihrem Leben sahen Ratri und Martin ihre Namen in kyrillischer Schrift. Martins voller Name war demnach МАРТИН ФБОЛКЕЛІБ, Ratri würde als МОНІКА ПАЛБХАУДХУРІ in die Ukraine einreisen. Das Abenteuer konnte beginnen, oder hatte es das schon?

Am 1. April des Jahres erlitten die Reisevorbereitungen der beiden Abenteurer einen empfindlichen Rückschlag. Die Beschaffung der Ausrüstung war schon auf einem detaillierten Niveau angelangt, alles Grundlegende wie Zelt, Spirituskocher, Gepäcksystem und sämtliche Formalitäten waren erledigt, da wurde Martins GSX750F am Ostermontag nach einer Tour auf die Schwäbische Alb bei einem unverschuldeten Auffahrunfall bei Sigmaringen so stark beschädigt, dass eine Reparatur nicht in Frage kam. Ratri's treue Diversion kam mit einigen Kratzern und einem verbogenen Auspuff davon,

die beiden Abenteurer blieben nicht zuletzt dank ihrer hervorragenden Schutzkleidung gänzlich unverletzt. Dieser Zwischenfall veränderte natürlich die Situation, und Martin konnte sich, nennen wir es einen Wink des Schicksals, nach einem perfekten ‚Karpaten-Motorrad‘ umsehen. Die GSX war bereits vorher in den Verdacht geraten, nicht unbedingt der Prototyp des Abenteuer-Motorrades zu sein, das Martin sich für diese Reise wünschte. Im Nachhinein betrachtet ein nicht ganz unbegründeter Verdacht. Bereits fünf Tage nach dem Unfall war der Entscheidungsprozess bereits soweit gereift, dass aufgrund verschiedener Fakten eigentlich nur Suzukis XF650 Freewind in Frage kam.

Eine Woche nach dem verhängnisvollen Ostermontag unternahm Martin eine Probefahrt mit einer blauen Freewind von Manfred Unseld, dem nettesten Motorradhändler der Welt, und fand sein Abenteuer-Mopped. Alles schien ihm perfekt zu passen, bequeme Sitzposition, ein kräftiger, aber kultivierter 650er Einzylinder Motor, ausreichender Federweg auch für schlechte Straßen, ein Tank für über 300km Reichweite und nicht zuletzt ein günstiger Preis. Im Verlauf des April fuhr Martin den großen Einzylinder sorgfältig ein und ließ die erste Inspektion durchführen. Dabei bekam sein Abenteuer-Mopped auch den letzten Schliff: Gepäckträger, Koffersystem und einen Motorschutzbügel. Über den ersten Mai fuhren Ratri und Martin an den Gardasee und die Freewind durfte das erste Mal auf mittelgroße Fahrt. Die Generalprobe klappte perfekt, es konnte losgehen.

In den folgenden beiden Mai-Wochen kümmerten sich die beiden Abenteurer um die Reiseapotheke, einen kleinen Vorrat an Lebensmitteln und die Pflege ihrer Ausrüstung und machten sich letzte Notizen aus den Reiseführern. Martin fotokopierte noch das Wörterbuch aus dem Ukraine-Reiseführer, mehr oder weniger aus Versehen erwischte er auch die Transliteration kyrillisch-lateinisch, ein Umstand, den die beiden Karpaten-Reisenden noch des öfteren bejubeln sollten.

Aufgrund der Hochzeit in Chotča musste nicht das ganze Gepäck auf die Motorräder, vor allem die Kleidung für die Feier konnte Armin, Norberts Bruder, mit dem Auto transportieren. Aber auch die Reiseführer, die sie bis zur Ostslowakei nicht brauchen würden, kamen in den Koffer, außerdem Martins Rasierzeug. „*Eine Woche*“, dachte er, „*geht es auch mal ohne, schließlich gibt es dann auch das echte Abenteuer Gesicht.*“ Ratri mochte es nicht besonders, wenn Martin ‚stachelig‘ wurde, ließ sich aber nichts anmerken. Am 16. Mai hatten die beiden alles verstaut und die Motorräder gesattelt, der Aufbruch stand bevor. Der Aufbruch in unbekannte Länder, so nah und doch so weit weg, der Aufbruch in die Karpaten, das wilde Herz Europas!

## **Aufbruch nach Osten**

Am 17. Mai war es dann soweit, nach nunmehr gut einem halben Jahr Vorbereitung brach Tag 1 von Ratri und Martins Tour ‚Transkarpaten 2002‘ an. Bei brütender Hitze und wolkenlosem Himmel fuhren die beiden zunächst nach Biberach, um noch Ratri neue Sonnenbrille in gleicher Sehstärke und mit gleichem Schliff wie die normale abzuholen. Bei der Gelegenheit besorgte Martin noch zwei kleine Fledermäuse aus Gummi im Spielwarenladen am Marktplatz, schließlich wollten die beiden am Ende der Karpaten ja nach Transsilvanien. Der Versuch, die Fledertiere in die Verkleidungsscheiben der Motorräder zu kleben, scheiterte, es war einfach viel zu warm für Tesa-Powerstrips. Also durften die Maskottchen im Kartenfach der Tankrucksäcke mitfahren, was sie sichtlich genossen.

*„Hey Du, ich fahre in die Karpaten, kommst Du mit?“, fragte Martin. „Klar“, antwortete Ratri, „mit Dir fahre ich bis ans Ende der Welt.“. „Ich liebe Dich!“ rief Martin und Ratri antwortete „Ich Dich auch!“. Das sagten die beiden sich ziemlich oft, wenn man bedenkt, dass sie nun schon zwei Jahre zusammen waren und seit einem halben auch zusammen lebten. Beide legten den ersten Gang ihrer ziemlich bepackten Motorräder ein und rollten vom Biberacher Marktplatz in Richtung Karpaten los.*

Die erste der vielen Etappen führte die beiden Abenteurer vorbei an München nach Zwiesel in den Bayerischen Wald zu Ratri Großtante und Großonkel. Tante Grete und Onkel Willi wohnten dort sehr schön auf einer

Anhöhe und blickten auf Kinder, Enkelkinder und Urenkel, sozusagen auf ihr ganzes Leben. An diesem Abend musste Martin feststellen, dass er nur hoffen konnte, dass Ratri und er genau so munter und zufrieden ein so hohes Alter erreichen, so respekt- und liebevoll miteinander umgehen und so erfüllt sein würden. Er befand, dass die Voraussetzungen sehr gut seien und konnte sich an der Vorstellung erfreuen, in 50 Jahren in seinem Schlafsessel zu sitzen, Ratri bringt ihm einen Kakao, und er lässt die Tour durch die Karpaten Revue passieren. Der Abend endete feuchtfrohlich beim Besuch der vielen Kinder und Enkelkinder, die auf dem großen Grundstück wohnten und an diesem Abend zufällig ein kleines Fest gaben.

An diesem Tag 1 gab es auch die ersten Malheure. Ratri hatte zwar ihre neue Sonnenbrille abgeholt, dabei aber die normale Brille beim Optiker vergessen. Die ganze Aktion, zwei Brillen in gleicher Stärke und mit gleichem Schliff zu haben, war damit wieder hinfällig, denn ihre Ersatzbrille weist die Gläser auf, die ihre vorherige Sonnenbrille auch hatte. Punkt zwei, und das machte Martin unruhig, war austretendes Öl aus dem Zylinderkopf seiner 2.000km alten Freewind. Ein harmloser Umstand, den auch jede andere Freewind aufwies, sagten zumindest die Testberichte im Internet. Aber auf seiner Suche nach Perfektion störten Martin solche kosmetischen Mängel, und so konnte er seinen Blick die kommenden vier Wochen nicht von dieser Dichtung lassen, immer hoffend, es handele sich nur um einen bösen Traum, und er blicke wieder auf makellostes Aluminium. Punkt drei war die einfache Tatsache, dass Ratri's Hose gerissen war. Nähere Ausführungen sollen

hier nicht erfolgen, wohl aber der Versuch beschrieben werden, per SMS eine Ersatzhose in der Heimat zu bestellen. Dazu aber später mehr.

## **Durch Tschechien**

An Tag 2 der Reise war Martins Geburtstag und so wurde ihm nach spätem und leicht verkatertem Start erst einmal ausgiebig gratuliert. Martin dachte sich, mit nun 32 Jahren dem Schlafsessel und dem Kakao schon wieder einen Schritt näher gekommen zu sein. Allerdings konnte er der Szenerie in seiner Vorstellung ein angenehmes Detail hinzufügen, als ihm Ratri eröffnete, dass er, wieder zu Hause angekommen, einen riesengroßen Atlas würde auspacken dürfen. Diesen Atlas auf dem Tisch, der Fährte von 2002 mit dem Finger folgend, wollte er in nun nur noch 49 Jahren seinen Kakao.

Nach einem Mittagessen in einem schönen Gasthof mitten im Bayerischen Wald, Tante Grete und Onkel Willi hatten es sich nicht nehmen lassen, die beiden Abenteurer einzuladen, brachen Ratri und Martin Richtung Tschechien auf. Dunkle Gewitterwolken türmten sich am Himmel und kündeten von sich entladenden Naturgewalten, aber es blieb trocken und zu warm. Über einen kleinen Grenzübergang bei Bischofsreut fuhren Ratri und Martin in die Tschechische Republik ein und hatten nun endgültig das Gefühl, das Abenteuer ‚Transkarpaten‘ habe begonnen.

An diesem Tag führte ihr Weg nicht weit, nur bis an den Moldaustausee bei Horní Planá auf einen Campingplatz, wo die beiden zum ersten Mal ihr neues Zelt aufstellten, was, im Gegensatz zu normalen Erstaufstellungen aufgrund der durchdachten Konstruktion problemlos funktionierte. Martin wechselte dann mühevoll die Lampe im Frontscheinwerfer von Ratri's Diversion, die

den Dienst quittiert hatte, und wurde anschließend mit hervorragendem Tschechischem Bier für 50 Cent den halben Liter und einer Tiefkühlpizza vom Platzkiosk belohnt. Der Sonnenuntergang am Moldaustausee war wunderschön, sanft und eindrucksvoll, und Martin war sich sicher, einen der schönsten seiner bisherigen Geburtstage erlebt zu haben. Die beiden Motorrad-Abenteurer gingen früh schlafen, allerdings war dieser Schlaf sehr unruhig und gestört, befanden sich doch auf dem Campingplatz fast ausschließlich deutsche Biertouristen, die ihrer billig erworbenen Seeligkeit lautstark und saudumm Ausdruck verliehen. Schmähsänge von Ober- auf Niederbayern gehörten dabei noch zum niveauvollsten des gesamten Repertoires.

Der 3. Tag der Tour begann kühl und bewölkt, aber trocken. Nach dem Abbau des Zeltes tranken Ratri und Martin noch einen heißen Tee und begaben sich dann auf die Straße Richtung Osten. Viele Kilometer weiter und nun um einige Tschechische Kronen aus dem Bankomaten reicher, steuerten sie ein Motorest an, ein kleines Restaurant an einer Landstraße. Während ihres Imbisses auf der Terrasse fiel ihnen ein Niederländer auf, eine imposante, großgewachsene Gestalt mit langem, grauen Zopf, der interessiert die auf die Koffer von Martins Freewind geklebte Karte mit der geplanten Route studierte.

Kurz vor Brno lenkten die beiden Abenteurer ihren Weg nach Süden, um die große Stadt zu umgehen, und fuhren über zauberhafte kleine Dörfer auf schönen Alleenstraßen. Der Straßenverkehr erschien den beiden sehr angenehm, gemütlich und vor allem sehr

rücksichtsvoll, was schon das erste Vorurteil wiederlegte, östlich von Passau herrsche diesbezüglich pure Anarchie, und es gelte lediglich das Recht des Stärkeren. Gegen Abend rollten Diversion und Freewind auf den Campingplatz in Hustopeče, der nun zwei Gäste beherbergen durfte. Nach kurzer Suche fanden Ratri und Martin ein sehr gepflegtes Restaurant, saßen an diesem lauen Maiabend im Freien und genossen trotz einiger sprachlicher Probleme ein vorzügliches Abendessen. Bereits hier wurde ihnen allerdings klar, dass mit dem Wörterbuch im Marco Polo Reiseführer wenig bis nichts anzufangen war und dass eine Bestellung in Zukunft wohl auch ohne Übersetzung funktionieren musste.

Ratri und Martin fühlten sich schon weit entfernt von daheim und weit, weit im Osten. Ein Blick auf die Karte zeigte allerdings, dass Brno ziemlich genau nördlich von Wien und gar nicht mal weit davon entfernt lag, was Martin in seiner Ansicht bestärkte, Wien läge auf dem Balkan. Andererseits war das Dreiländereck Tschechien-Slowakei-Ungarn nicht weit entfernt, also mussten sie doch schon einige Kilometer zurückgelegt haben. Und morgen, ja morgen würde es soweit sein, morgen würden sie die Karpaten erreichen.

## **Die weißen Karpaten und in die Slowakei**

Der 4. Tag der Reise begann mit dem Lärm eines Rasentrimmers. Der Gärtner des Campingplatzes hielt es aus irgendeinem, nicht erkenntlichen Grund für eine gute Idee, genau um das Zelt der einzigen Gäste herum zu mähen. Eventuell hielt er es auch einfach für die richtige Zeit aufzustehen. Nach einer Dusche rollten Ratri und Martin entspannt durch die wunderbare, sanfte Landschaft Südmährens und hielten zum Mittagessen an einem urigen, kleinen Gasthaus. Die Lokalität sah von vorne recht passabel aus, ging man allerdings in den Hinterhof zur Toilette, offenbarte sich eine Ruine. Vor dem Haus parkte eine Pferdekutsche, ein Umstand, den die beiden Abenteurer für äußerst bemerkenswert hielten, was sich allerdings im Laufe der Reise relativieren sollte, sahen sie doch Hunderte, wenn nicht Tausende davon. Gestärkt von gebackenem Hartkäse, ein Mittagessen war hier für 2-3€ pro Person zu haben, fuhren die beiden weiter Richtung Slowakei. Sie passierten Uherské Hradiště und improvisierten eine Umleitung aufgrund einer Straßensperrung nach Uherský Brod.

Dann war es soweit, schon fast in Sichtweite der Slowakischen Grenze erreichten sie die Ausläufer des mächtigen Karpatenzuges, die weißen Karpaten oder die Bílé Karpaty. Die wunderbare Straße schlängelte sich durch die ersten sanften Hügel des Gebirgszuges, dem sie nun einige Tausend Kilometer folgen wollten. Der Grenzübergang in die Slowakei war völlig problemlos und schon bald fuhren die beiden Motorräder weiter ostwärts auf der Eurostraße 572. Martins erster Eindruck von der Slowakei war *„etwas heruntergekommener als*

*Tschechien*“, aber Grenzregionen, gleich wo auf der Welt, haben wohl immer eine besondere Atmosphäre. Nach einigen Kilometern fuhren die beiden Abenteurer nach Bánovce hinein, um eine Bank zu suchen. Am zentralen Platz der Stadt befanden sich gleich zwei und beide verfügten über einen Bankomaten. Als Martin zurück war und die beiden gerade weiterfahren wollten, wurden sie auf deutsch angesprochen und gefragt, ob sie Hilfe benötigen. Ratri und Martin wurde sofort klar, dass es kein Problem sein würde, dieses Land zu bereisen. Hilfsbereitschaft gegenüber Fremden ist hier, anders als in Deutschland, weit verbreitet und völlig selbstverständlich.

Die beiden waren, trotz Ankündigung von Jana und Norbert, überrascht, wie gut die Infrastruktur in der Slowakei tatsächlich war. Überall, auch in kleineren Städten, befanden sich Bankomaten und an fast jeder Tankstelle konnte mit der Kreditkarte bezahlt werden.

Am späten Nachmittag bekam der Campingplatz von Bojnice, unweit von Prievidza, Besuch von zwei Motorrad-Abenteurern auf dem Weg durch die Karpaten. Der Platz lag wunderschön in einem Wald, war aufgrund der Vorsaison fast menschenleer und zur großen Freude der beiden Besucher sprach die Dame an der Rezeption sehr gut Deutsch, da sie eine Zeit in einem gastronomischen Betrieb im Bayerischen Wald gearbeitet hatte. Noch vor dem Aufbau des Zelt probierten die beiden ein erstes slowakisches Bier und befanden es für gut. Die immer weniger Zeit in Anspruch nehmende Prozedur, bestehend aus Zelt aufbauen, häuslich

einrichten und Motorräder soweit nötig abladen, wurde vom platzeigenen Campinghund aufmerksam beobachtet.

Als Ratri und Martin den Platz verließen, um etwas unterhalb am Waldrand ein Restaurant aufzusuchen, kam ein ganzer Trupp Monteure in weißen Overalls, auf denen Rigips stand, in zwei Fahrzeugen an. Scheinbar nutzten auch Firmen die günstige Übernachtung auf Campingplätzen, zumal es auf vielen, wie auch hier, kleine Holzhütten zu mieten gab.

Im Restaurant mit Blick auf Prievidza mussten die beiden Abenteurer erneut feststellen, dass das Wörterbuch des Marco Polo Reiseführers, insbesondere der Teil, der sich mit Nahrungsaufnahme beschäftigte, völlig praxisfremd war. Angestrengt untersuchte erst Ratri, dann Martin Zeile für Zeile der Speisekarte, und beide gaben dem Kellner mehrfach zu verstehen, dass sie noch einige Zeit benötigten, um sich zurechtzufinden. Nach etwa 20 Minuten, sie waren der Verzweiflung nahe, kam der Kellner ein weiteres Mal an den Tisch und fragte zur freudigen Überraschung der beiden Karpaten-Tourer: „*Möchten sie lieber eine deutsche Speisekarte?*“ Aus dieser misslichen Lage gerettet, wählten Ratri und Martin aus der Vielzahl leckerer Speisen aus und freuten sich schon auf Schloss Bojnice und die Weiterfahrt in die Hohe Tatra, wohl wissend, dass früher oder später Improvisation und Zeichensprache mit Händen und Füßen ausreichen mussten, um etwas auf den Teller zu bekommen.

Zurück auf dem Campingplatz stellten die beiden fest, dass es sich die Rigips-Monteure in der Zwischenzeit

gemütlich gemacht hatten. Ein Grill zeugte von einem ebenfalls köstlichen Essen, und nun saßen alle im Kreis auf Bänken um ein großes Lagerfeuer, tranken Bier, lauschten slowakischer Musik aus dem Autoradio oder plauderten leise. Als Ratri und Martin sich näherten, gaben die Männer sofort durch Winken zu verstehen, die beiden sollten sich doch zu ihnen setzen. Es war zwar keine Unterhaltung möglich, und auch keine der beiden Seiten unternahm den Versuch, aber nachts am prasselnden Lagerfeuer zu sitzen, einfach in die Flammen zu sehen, Bier zu trinken und Musik zu hören bedarf keiner weiteren Kommunikation. So endete der Abend überraschend und wunderschön, und bald kletterten die beiden Abenteurer ins Zelt und schiefen tief und fest.

## **Die Tatra**

Am 5. Tag der Reise besichtigten Ratri und Martin Schloss Bojnice, den imposanten Prachtbau eines sehr reichen Adelsgeschlechts. Dieses ‚Märchenschloss‘ der Slowakei wurde nach den Vorbildern französischer und italienischer Renaissanceburgen errichtet und lag über einer Tropfsteinhöhle. Zunächst trat aber für die beiden Abenteurer das erste Mal so etwas wie der Ernstfall ein, sie mussten die Motorräder samt Gepäck irgendwo parken. Der Parkplatz unterhalb des Schlosses wurde von einem freundlichen, älteren Herren bewacht, und Diversion und Freewind durften gleich neben dem Unterstand des Wächters stehen. Als Ratri nach etwa zwei Minuten noch einmal zu den Motorrädern zurückkehrte, um etwas zu holen, traute sie zunächst ihren Augen nicht, machte sich der freundliche Parkwächter doch an einem der Tankrucksäcke zu schaffen. Sekunden später erkannte sie, dass er lediglich das Parkticket vorsichtig ins Kartenfach schob und schämte sich ein wenig, den guten Mann verdächtigt zu haben, war doch Martin eigentlich eher der Übervorsichtige und Misstrauische der beiden.

Auf dem Weg zum Schloss entdeckten die beiden auf einem der vielen Türme ein Storchenpaar. Begeistert von diesem, wie sie glaubten, Glücksfall, machten sie einige Fotos von den großen, schwarz-weißen Vögeln. Hätte ein Einheimischer diesen Vorgang beobachtet, so hätten Ratri und Martin sehr erfolgreich das Bild der etwas merkwürdigen Deutschen in die Slowakei exportiert, Störche waren hier alles andere als selten und sollten die beiden die nächsten Wochen begleiten wie etwas, das

einfach da ist, und das keiner mehr wahrnimmt. Vor dem Eingang des Schlosses bewunderten die beiden eine 600jährige Linde mit einem Stammumfang von unglaublichen 12,5m, dann traten sie ein. Das Innere des Schlosses war, wie auch die Verkaufsstände drumherum, mit Geisterfiguren aus Holz und Pappe geschmückt. Am Wochenende vorher hatte ein großes Geisterfest stattgefunden, und noch nicht alle der Festgäste hatte den Weg nach Hause gefunden oder waren vielleicht, beduselt vom Borovička, vom Tageslicht überrascht worden und erstarrt.

Im Schloss selbst hatten die beiden Motorrad-Abenteurer die Möglichkeit, sich einer in Deutsch gehaltenen Führung für eine dänische Reisegruppe anzuschließen, was ebenso günstig wie auch lustig war. Der Führer, gewandet in dem Rahmen entsprechender Kleidung, erzählte begeistert von ‚seinem‘ Schloss und den Geschichten, die die Mauern preisgeben konnten. Martin hatte bereits lange vorher in und um Prag die Erfahrung gemacht, dass Reiseleiter in Tschechien immer hervorragend ausgebildet und sehr motiviert waren, und das traf auch hier zu. Lustig wurde die Führung aufgrund der Tatsache, dass einige wenige der dänischen Besucher, allesamt betagte Semester, kein Deutsch verstanden, und dass der dänische Reiseleiter, oder war es der Busfahrer, übersetzen musste. Das geschah in einer derartig kurzen und trockenen, irgendwie nordischen Art und Weise, wie sie eben nur Skandinavier an den Tag legen konnten. So wurde aus einem 10minütigen Abriss über die hohen Gäste des Schlosses, die allesamt portraitiert worden waren, darunter auch Persönlichkeiten wie Kaiserin Maria Theresia, der einfache Satz *„da hängen Bilder von*

*Königen*“, den Ratri und Martin auch ohne Dänischkenntnisse verstehen konnten. Der Rundgang endete nach gut einer Stunde in der unter dem Schloss liegenden Tropfsteinhöhle am Sarg des unglücklichen Grafen Palffy, der aufgrund seiner nicht erlaubten Liebe zu einer französischen Adelligen das Schloss zu dem machte, was es war, zu einem Märchenschloss.

Vor der Weiterfahrt stärkten sich Ratri und Martin noch mit einer typisch slowakischen Knoblauchsuppe, dann ging es Richtung Nordosten nach Martin. Vor Martin führen die beiden auf einer wunderbaren Straße auf die Hohe Fatra zu, die Niedere Fatra zur rechten. So langsam machte sich das Gefühl breit, jetzt in den ‚richtigen‘ Karpaten zu sein, als sich die hügelige und bewaldete Landschaft ausbreitete.

In Martin musste zunächst der Durst von Diversion und Freewind gestillt werden, und so steuerten die Abenteurer eine Tankstelle unweit eines Supermarktes an. Die Tankwarte waren sichtlich begeistert von ihrem Besuch und erzählten gleich in Englisch vom örtlichen Harley-Club, und wie schön doch die Slowakei wäre, wenn es nicht so viel Polizei und so viele Zigeuner gäbe. Ob es sich dabei um die durchschnittliche Meinung der slowakischen Jugend des Post-Kommunismus handelte, wussten Ratri und Martin nicht. Aber plausibel erschien es ihnen, mischte sich doch augenscheinlich eine Aufbruchstimmung nach Westen mit einer Ablehnung der alten Staatsgewalt, deren Sinnbild immer noch die Polizei als Exekutive des Staates ist, und einem ansteigenden Nationalismus, der sich, wie schon immer in der Geschichte, zunächst gegen die Zigeuner richtete.

Ratri und Martin ergriffen die Gelegenheit und parkten die Motorräder bei den Tankwarten, die kein Auge davon ließen. Martin fragte sich angesichts der Begeisterung für Diversion und Freewind, wie viele Harleys wohl tatsächlich im örtlichen Harley-Club unterwegs waren. Es war ihnen auch schon vorher aufgefallen, dass motorisierte Zweiradfahrer gleich welchen Hubraums durch Grüßen und Winken ihre Solidarität und Zustimmung ausgedrückt hatten, ein Umstand, der in Deutschland ebenfalls undenkbar gewesen wäre.

Die beiden schlenderten über den ziemlich leeren Parkplatz zum Tesco-Supermarkt, und dann traf sie fast der Schlag. Dass es in der Slowakei alles zu kaufen gab, hatte man ihnen ja gesagt, aber nicht in welcher Form. Der Supermarkt war gigantisch und schlicht amerikanisch, etwas, das es in Deutschland nicht gab. 24 Stunden 7 Tage die Woche geöffnet, bot er alles nur Erdenkliche aus allen Ländern dieser Erde, blitzsauber aufgereiht in berstenden Regalen. Käse, Wurst, Gemüse und Fisch in unnatürlicher Frische und Auswahl, überall Personal, gesteuert über Funkgeräte vom big brother, der jedes heruntergefallene Ei bemerkte und dessen Entsorgung befahl. Ein Supermarkt mit den Dimensionen eines Wal Mart in Florida, nur hier völlig deplaziert.

Ratri und Martin stolperten etwas verloren und verwirrt durch den Konsumtempel. Martin stammelte hin und wieder: „*das gibt's doch nicht*“ und schämte sich zutiefst, dass sie zuhause noch Toilettenpapier eingepackt hatten, weil sie befürchteten keines von ansprechender Qualität zu bekommen.

Eines jedoch unterschied diesen Supermarkt von seinen Artgenossen in den USA oder sonst wo, es fehlten nämlich weitestgehend die Kunden. Die wenigen, die den Markt besuchten, kauften nur wenige Artikel und sahen sich vieles nur an. Überladene Einkaufswagen, wie in Westeuropa oder den USA, suchte man vergeblich. Ratri und Martin fragten sich, was wohl mit all den leckeren Sachen passiert, wenn das Verfallsdatum erreicht wurde. Sie kamen zu dem Ergebnis, dass es sich wohl um ein Abschreibungsprojekt der Supermarktkette handeln musste, die scheinbar schon mal ‚einen Fuß in der Tür‘ haben wollte, wenn die Kaufkraft des durchschnittlichen Slowaken irgendwann steigt.

Mit einigen wenigen Artikeln im Wagen, drei Dosen Bier, zwei Würsten, einem Brot, begaben sich die beiden an eine der vielen geöffneten, aber natürlich leeren Kassen. Immer noch etwas verwirrt verließen sie unter den Augen des wachsamen Sicherheitspersonals den Supermarkt und gingen zu den Motorrädern zurück, wo ihnen noch herzlich eine gute Fahrt gewünscht wurde.

Nach diesem ‚Kulturschock‘ kam die Strecke hinter Martin gerade recht, die Hohe Fatra zur linken, die Niedere zur rechten ging es weiter nach Osten zur Tatra. Später sahen sie zur rechten die Niedere Tatra, aber vorher machten sie erst mal eine Rast, um die Errungenschaften aus dem Tesco zu genießen. Endlich, etwa ab Liptovský Hrádok, fuhren sie zwischen Niederer und Hoher Tatra hindurch. Die Hohe Tatra erhob sich majestätisch im Norden, das kleinste Hochgebirge der

Welt, gerade einmal 26km misst der Kamm, erhebt sich aber an der Gerlsdorfer Spitze bis auf 2655m.

Die Straße hinauf in die Hohe Tatra war sicher eine der schönsten, die Ratri und Martin bis dahin jemals gefahren waren. Gut ausgebaut und menschenleer schlängelte sie sich durch tiefe Wälder und über reißende Gebirgsbäche immer höher und höher an den Fuß der Berge. Es wurde frisch, und als das Asphaltband in den an den Bergen gestauten Wolken verschwand, sogar feuchtkalt.

Als Ratri und Martin in Starý Smocovec die Suche nach einem Zeltplatz aufnahmen, war ihnen bereits hundekalt und die Finger waren klamm und unbeweglich. Sie waren sich einig, dass in diesem Klima im Mai eine Hütte deutlich angenehmer wäre als das Zelt, begann es doch jetzt auch noch zu regnen. Doch menschenleere Straßen auf der einen Seite bedeuteten auch geschlossene Zeltplätze auf der anderen, es war einfach noch keine Saison in der Hohen Tatra.

Endlich, unterhalb Tatranská Lomnica fanden die beiden einen offenen Campingplatz, den staatlichen FICC. Auf ihm gab es hunderte, absolut identische, kleine Bungalows, die Martin von nun an als „*sozialistische Einheitsbungalows*“ bezeichnete. Ein solches mieteten die beiden Abenteurer für drei Tage, genug Zeit, um die Tatra zu erforschen. Das kleine, schmale, mit einem spitzen Dach gegen die im Winter fallenden Schneemassen ausgestattete Haus erstreckte sich über zwei Etagen. Unten ein Schlaf-Wohn-Raum und ein Bad, oben ein weiterer Schlafraum, den Ratri und Martin nicht benutzten. Es gab heißes Wasser, das Bett war angenehm

hart, und an dem kleinen Tisch konnten sie gemütlich sitzen und die Route in die Karte zeichnen oder Bier trinken. Die beiden fühlten sich von Anfang an sehr wohl in der kleinen Hütte und waren froh, bei Wind und Regen ein festes Dach über den Köpfen zu haben. Der erste Tag in der Hohen Tatra endete im spärlich und nur von Deutschen besuchten Restaurant des Campingplatzes, in dem sich aber vorzüglich speisen ließ.

Am Morgen des 6. Tages der ‚Transkarpaten‘ wachten Ratri und Martin nach geruhsamer Nacht in ihrem sozialistischen Einheitsbungalow auf und blickten auf die Hohe Tatra. Die Berge waren sonnenbeschienen und noch nicht in Wolken gehüllt, zeigten ihre ganze Pracht und ihre Anmut. An diesem Tag stand ein Ausflug ins Demänová-Tal zur gleichnamigen Eishöhle Demänovská ľadová jaskyňa auf dem Programm. Die beiden Abenteurer liebten Höhlen und sahen sich alle an, die ihnen auf ihren Reisen begegneten und die lohnenswert erschienen. Die Fahrt an die Ardéche, auf der dann die Idee für die ‚Transkarpaten‘ geboren wurde, hatten sie sogar aufgrund der vielen Höhlen in diesem Gebiet geplant.

Als die beiden in Richtung der Niederen Tatra aufbrachen, hüllte sich die Hohe im Westen bereits wieder in dichte Wolken, und es wurde zunehmend kälter. In der Niederen Tatra war es angenehm warm, und sie genossen es, mit den unbeladenen Motorrädern zu fahren. Gegen Mittag erreichten die beiden den Parkplatz der Demänová-Eishöhle. Sie entrichteten die Parkgebühr und machten sich in aller Ruhe höhlenfertig, als der Wächter abermals zu ihnen kam und zu verstehen gab,

sie sollen sich doch ein wenig beeilen, die letzte Führung sei um 13Uhr und das sei in 5 Minuten. Hastig begaben sich Ratri und Martin zum Eingang, doch lag der, anders als bei den Höhlen in Frankreich, leider nicht 25m hinter dem Parkplatz, sondern am Ende eines Naturlehrpfades auf dem Hügel vor ihnen, laut Karte fast 200 Höhenmeter entfernt.

Martin schnaufte los wie eine Lokomotive, und fast hätte er in seiner Lederkombi schwitzend und nach Luft ringend zwischendurch aufgegeben, vor allem, als er, sich schon am Eingang wähnend, das Schild ‚von hier aus noch 10 Minuten Gehweg‘ entdeckte. Schweißgebadet im eigenen Saft schmorend kam er nach einer rekordverdächtigen Leistung am Kassenhäuschen an und versuchte dem Höhlenwächter klarzumachen, dass er zum einen noch hinein wolle und sie zum anderen noch auf Ratri warten müssten. Als Ratri völlig fertig an der Kasse ankam, waren die Tickets bereits erstanden und die beiden wurden in Windeseile hinter der Hauptgruppe hergeführt. Leider schaltete der Führer der Gruppe das Licht hinter sich aus, so dass Kassenwart und Abenteurer im Stockdunklen auf einer steil in die Tiefe führenden Holzterasse saßen. Zum Glück hatte der Kassenwart eine Taschenlampe dabei und wusste, wo sich der Lichtschalter befindet.

An der Hauptgruppe angelangt wollte Martin ihm für seinen freundlichen Einsatz etwas Trinkgeld geben, 20 Kronen, umgerechnet etwa 60 Cent, was er aber heftig ablehnte. Die Demánová-Höhle war überaus prächtig, wenn auch der Eishöhlen-Anteil eher klein ausfiel. Die mächtigen Eiszungen, die sich in die Höhle

herabschlängelten wie erstarrte Lavaströme unterhalb eines Vulkans, waren aber dennoch sehr imposant und gefielen Ratri und Martin ausgesprochen gut.

Wieder am Parkplatz angekommen stellten die beiden fest, dass der Parkwächter bereits Feierabend gemacht hatte. Damit war der Beweis erbracht, zwei einsam geparkte Motorräder werden auch in der Slowakei nicht zwangsläufig von Kriminellen heimgesucht. Überhaupt hatten die beiden bis zu diesem Zeitpunkt nicht einmal das Gefühl gehabt, eine Situation sei anfällig für Diebstahl gewesen, und fühlten sich zunehmend wohl in der Slowakei, ohne natürlich leichtsinnig zu werden, „*Gelegenheit macht Diebe*“, sagte Ratri immer.

Der Rückweg der beiden führte durch die Niedere Tatra auf einer schönen, kurvenreichen Straße durch wunderbar sanfte und anmutige Landschaft. Lediglich aufziehender Nebel und damit einhergehende Kälte gaben der ganzen Szenerie zwar eine spezielle Atmosphäre, sorgten aber auch für kalte Füße und Finger, insbesondere bei Ratri, die nicht ohne Grund von Martin ab und zu liebevoll ‚Eisbär‘ genannt wurde.

„*Hinter der Tatra beginnt der wilde Osten*“ hatten die beiden schon öfter gehört und gelesen. Die erste Stadt ‚hinter‘ der Tatra ist Poprad, und als die Abenteurer in die Vorstadt hinein fuhren, dachten sie diese Aussage bestätigt zu sehen. Rechts und links der großen Straße triste, graue und heruntergekommene Plattenbauten, davor eine Kirmes mit verrosteten Fahrgeschäften und quietschenden Karussells. Mitten drin im Erbe des real existierenden Sozialismus ein Supermarkt der Kaufland-

Kette, auf dem Parkplatz bettelnde Kinder. Es war klar, dass die beiden sich trennen würden, um einzukaufen, denn die Fahrzeuge hier unbewacht zu lassen, erschien beiden zu riskant. Später erfuhren sie, dass Poprad durchaus eine sehr schöne Altstadt zu bieten hatte, kamen aber nicht in die Gelegenheit, sie sich anzusehen.

Zurück auf dem Campingplatz in Tatranská Lomnica bot sich den beiden erneut eine fantastische Aussicht auf die Hohe Tatra, wolkenfrei und im Abendlicht ein wahrhaft ergreifender Anblick. Beim Essen im Restaurant des FICC mussten Ratri und Martin auf ihre liebgewonnene Knoblauchsuppe verzichten, dafür gab es Krautsuppe mit Speck, die zwar nicht auf der Karte stand, aber ebenfalls hervorragend schmeckte. Für ein ausgedehntes Essen mit Suppe, Hauptspeise, Nachtisch, Bier, Wein, Kaffee und Schnaps zahlten sie unter 10€ pro Person und waren sich einig, dass sie das nach Florida vor zwei Jahren und Korsika/Sardinien im letzten auch verdient hätten.

Zurück beim sozialistischen Einheitsbungalow bewunderten die Abenteurer zunächst den spektakulären Sonnenuntergang hinter der Hohen Tatra mit fantastischen Lichtphänomenen über den Berggipfeln, die diese richtig zum Leuchten brachten, und dann das Tatan Bier, das Martin im kleinen Laden auf dem Platz erworben hatte. Martin unterzog das Getränk einer genauen organoleptischen Prüfung und befand es für außerordentlich gut.

Als er so im Bungalow saß und den Reiseführer studierte, fiel Martin eine weitere Eishöhle auf, die noch weitaus größer und prächtiger sein sollte, als die schon

besichtigte. Damit stand der Plan für den nächsten Tag fest. Zunächst sollte festgestellt werden, ob die Seilbahn auf die Lomnitzer Spitze in Betrieb ist, dann wollten die beiden zur Eishöhle in das Hnilec-Tal am Westrand des Slowakischen Paradieses, Slovenský raj, fahren.

Während Martin mit Reiseführer und Tatran Bier beschäftigt war, versuchte Ratri die Folgen einer SMS in den Griff zu bekommen, die sie vor Tagen geschrieben hatte, um sich von Armin eine Ersatzhose nach Chotča mitbringen zu lassen. Die Idee war, Armin zu schreiben, er solle bitte eine Hose mitbringen. Missverständnis Nr. 1 war, dass Armin dachte, es handele sich um eine Hose für Martin und antwortete: *„Hat sich der Kleine bekleckert? Das kriegen wir schon hin.“* Martin entdeckte diese Antwort am nächsten Morgen, las sie Ratri vor, löschte die SMS und gab Ratri das Telefon. Die drückte, Missverständnis Nr. 2, auf die ‚Antworten-Taste‘ und schrieb, dass die Hose für sie und wo genau die im Schlafzimmer zu finden sei. Außerdem, dass Armin sich bei Claudia Schmidt melden solle, der Nachbarin der beiden Abenteurer, die auch für die Blumen zuständig war.

An diesem Abend nun kam die Antwort auf Ratri fehlgeleitete SMS von Horst, Martins Onkel zweiten Grades aus München, den sie besucht hatten, als sie das Visum beantragt hatten und dessen SMS die letzte nicht gelöscht in Martins Telefon war. *„Hallo, Ihr beiden, ich bin Horst und nicht Armin und ich hoffe, dass Ratri jetzt nicht den ganzen Urlaub mit zerrissener Hose herumlaufen muss.“*

Damit bestand jetzt natürlich Handlungsbedarf, da Armin immer noch nicht wusste, wem er nun die Hose mitbringen sollte. Eine weitere SMS von Ratri brachte nun endgültig Klarheit. Wie die Geschichte weiterging, erfuhren Ratri und Martin aber erst in Chotča. Armin, nun informiert, rief bei der Nachbarin der beiden an, verwechselte allerdings, Missverständnis Nr. 3, Claudia Schmidt und Silke Schmid, die beide im selben Haus wie Ratri und Martin wohnten. Aufgrund der für sie nicht verständlichen Nachricht auf ihrem Anrufbeantworter informierte Silke Harald, den Mann von Claudia, der allerdings vergaß, seiner Frau etwas von dem Anruf zu sagen. Am folgenden Tag stand Armin vor einer ziemlich verdatterten Claudia und versuchte ihr klar zu machen, dass er den Wohnungsschlüssel brauchte, um eine Hose zu holen. Gemeinsam durchsuchten die beiden das Schlafzimmer der Abenteurer, und er brachte gleich drei Hosen mit.

Am 7. Tag der Reise fuhren Ratri und Martin wie geplant zunächst zur Talstation der Seilbahn auf die Lomnitzer Spitze. Die Aushänge konnten die beiden zwar nicht vollständig übersetzen, aber es war eindeutig, dass die Bahn nicht in Betrieb war und anscheinend eine Revision durchgeführt wurde. Einerseits waren sie etwas enttäuscht über diesen Umstand, andererseits hüllten sich die Berge ohnehin schon wieder in Wolken, so dass es eigentlich egal war. Nun hatten sie, durch den Besuch der Höhle am Vortag schlau geworden, auch genug Zeit, um in aller Ruhe ins Hnilec-Tal zu fahren und dort in langsamem Tempo den Eingang aufzusuchen.

Die Dobšinská ľadová jaskyňa lag etwas südlich von Poprad und somit nicht allzu weit entfernt. Sehr zeitig waren die beiden dort, stellten Diversion und Freewind auf dem in der Vorsaison kostenfreien und unbewachten Parkplatz ab und marschierten den Berg hinauf zum Höhleneingang. Als sie dort saßen, erlebten sie eine Überraschung, als plötzlich eine feste Stimme „Hi!“ rief und sie in das Gesicht des großgewachsenen Holländers mit dem langem, grauen Zopf sahen, der am Motoress in Tschechien so interessiert ihr Logo mit Karte auf dem Koffer betrachtet hatte. Jetzt verständlich, wollte er selbst doch auch weiter in die Tatra. Während des Wartens auf die Führung lernten Ratri und Martin zwei sehr nette deutsche Motorradfahrer aus Landau kennen, die ihre Enduros auf dem Anhänger mit in die Hohe Tatra gebracht hatten und die so manchen Tipp für die beiden hatten. Mit ihnen begaben sie sich auch auf die Exkursion in die Eishöhle.

Die Dobschauer Eishöhle stand tatsächlich nicht ohne Grund im Verdacht, die schönste Eishöhle Europas zu sein, wie Ratri und Martin feststellen durften. Unmengen Eis, teils noch aus der letzten Eiszeit, wälzten sich imposant durch das große Höhlensystem. Das Eis war bis zu 26,5m dick und dabei so klar, dass sie einige Zentimeter hinein sehen konnten. Den Zugang zum Höhlensystem bildete ein in das Eis gefräster Tunnel von riesigen Ausmaßen. Die Temperatur lag teilweise um 0°C, im großen Saal bei 7°C, und beide fröstelten etwas während der leider nur auf slowakisch gehaltenen Führung. Der große Holländer hatte, wie die Leiterin der Gruppe, eine Taschenlampe dabei und verwirrte dadurch

die der Führung Lauschenden ein wenig, was bei den nunmehr vier Motorradfahrern zu viel Heiterkeit führte.

Nach der Führung und nachdem die beschlagenen Brillen geputzt waren, wanderte die kleine Gruppe zurück zum Parkplatz und kehrte in das Gasthaus ein, um sich ein Mittagessen einzuverleiben. Dort plauderten sie noch eine Weile, und interessante Geschichten machten die Runde, wie zum Beispiel die von dem korsischen Campingplatz, auf dem in einer Nacht haufenweise Enduros geklaut worden waren, und das trotz der Tatsache, dass sich einige Fahrer mit Stricken an ihre Motorräder gebunden hatten. Mit einem letzten guten Tipp, wo sich die nächste Abkürzung nach Poprad verbarg, verabschiedeten sich die beiden Landauer, und auch Ratri und Martin machten sich auf den Rückweg über eben diese Abkürzung.

Nördlich von Poprad hatten die beiden eigentlich noch eine Rundtour durch das Spišská Magura drehen wollen, verfehlten aber mehrfach die Straße und fuhren dann ob der knapp werdenden Zeit lieber eine Sackgasse Richtung polnischer Grenze am östlichen Ende der Hohen Tatra. Die Strecke war sehr einsam und führte wunderschön gelegen am Fuß des Massivs entlang. Hier im Osten, auf der Leeseite der Tatra, war auch kein Wolkenstau mehr und die Sonne schien auf die grünen Wiesen.

Erst am Grenzübergang, unweit von Zakopane, kehrten die beiden um und fuhren auf den Campingplatz zurück. Dort feierten Ratri und Martin Abschied von der Tatra und waren sich sicher, einmal wieder her zu kommen.

Armin war nun auch schon auf dem Weg, denn am folgenden Tag wollten sich alle in Chotča treffen, und so platzte mitten in diese kleine Feier mit Tatra Bier und Wein seine SMS mit den Worten: „*Eins der letzten Abenteuer dieser Erde. Autofahren mit meinem Vater.*“ Martin konnte es sich, nachdem er sich vor lachen geschüttelt hatte, nicht verkneifen zu antworten: „*Halte durch! Pivo wartet!*“

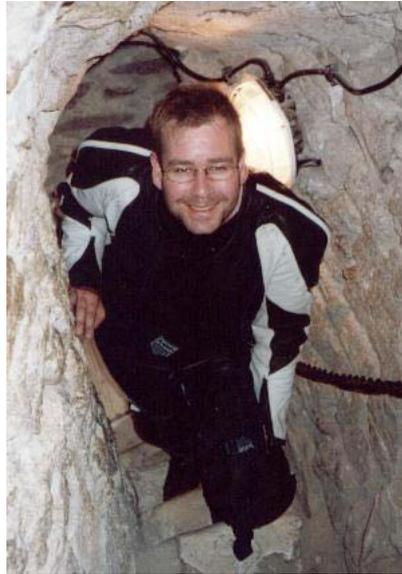
## **Hochzeit in Chotča**

Am 8. Tag der Tour brachen die beiden Abenteurer nach Chotča auf, um Hochzeit zu feiern. Martin hatte den Tag zuvor, als die hysterisch kichernde, ungarische Schülergruppe den sozialistischen Einheitsbungalow nebenan geräumt hatte, beobachtet, dass die Putzkolonnen sehr früh anrückte, um die Häuschen abgereister Gäste mit Inbrunst zu reinigen. Dabei hatte sie sogar eines seiner vor der Tür liegenden Tatran Biere entsorgt, wohl weil sie nicht ahnen konnte, dass das ein großer Naturkühlschrank war, in dem Bier lag. An diesem Morgen nun schlich die besagte Putzkolonnen bereits ungeduldig um Ratis und Martins Häuschen herum, als Martin nach dem Aufstehen vor die Tür trat, um das Wetter zu prüfen. Als er dann etwas später mit Koffern und Tankrucksack zu seiner Freewind ging, war das für die eifrige Truppe das Zeichen zum Sturm.

Die Damen näherten sich mit Staubsauger, Besen und Wischmopp bewaffnet und betraten den Bungalow. Dort traute sie ihren Augen wohl nicht, gehörte das zweite Motorka doch einer Frau, einem in der Slowakei nahezu undenkbarem Umstand. Die Aufregung war groß und unter viel Palaver und ungläubigen Blicken, ob sich nicht doch ein Mann fand, der das Motorrad fahren würde, wurde auch die Diversion bepackt und dann ging es weiter Richtung Osten, Tagesziel Chotča.

Auf dem Weg dorthin lag die Zipser Burg, Spišský hrad, einst eine der größten Burganlagen Europas, nun aber verfallen und nur teilweise wieder aufgebaut. Die Anlage liegt von weitem sichtbar fast 200m über der Landschaft

auf einem Hügel und war seinerzeit so etwas wie das Zentrum des Zipser Ländchens, dem Siedlungsgebiet der Zipser Sachsen, die diesem Teil der Slowakei die deutschen Namen gebracht hatten.



Nach dem Rundgang durch die Burgruine trafen Ratri und Martin die beiden Landauer wieder und verabschiedeten sich erneut, dieses Mal wohl endgültig. Nach einem Tee zum Mittag fuhren sie weiter nach Prešov, wo Martin unbedingt noch Rasierschaum einkaufen wollte, denn er hatte vergessen, welchen in den Koffer zu packen, den sie Armin mitgegeben hatten, und schließlich wollte er an diesem Abend genüsslich seinen Wochenbart abrasieren. Ein Tesco, ebenso groß wie der in Martin, bot sich an, und so machten die beiden Abenteurer dort Halt, und Ratri tätigte letzte Besorgungen. Martin wartete währenddessen bei den

Motorrädern und erhielt von Armin eine SMS mit den Worten: „*Heute um 6 angekommen, 4 Stunden geschlafen. Bin gerade Mittagessen. 2xSlivovitz 3xBorovickb 2xBier...Juhu...*“. Martin antwortete: „*Sind in Prešov und somit in ca. 1,5h da. Habe Durst!*“ und bekam umgehend die Antwort: „*Durst kein Problem*“

Lachend und voller Vorfreude fuhren Ratri und Martin weiter und erreichten am späten Nachmittag den Ortseingang von Chotča. Wie Triumphatoren rollten sie über die lange Dorfstraße und kosteten diesen Augenblick voll aus. „*Wir kommen mit den Motorrädern zur Eurer Hochzeit*“ hatten sie gesagt und waren ungläubig bestaunt worden. Jetzt waren sie da, in Chotča, in der Ostslowakei.

Der Empfang war herzlich und die beiden konnten sich alsbald vor Gastfreundschaft, Essen und Trinken kaum retten. Die Motorräder wurden im Schuppen geparkt, hier waren sie sicher und trocken, und nach etlichen Getränken fuhren sie mit Armin nach Šandal in das Hotel, in dem auch die Hochzeitsfeier stattfinden sollte, ein sehr gepflegtes Haus mit schönen Zimmern mit Bad. Nach ausgiebigem Duschen kam der ersehnte Moment, den stacheligen Bart abzunehmen, und bald saßen die beiden mit Armin und zwei weiteren Hochzeitsgästen aus Biberach, Monika und Waldemar, im Gastraum und ließen sich Pivo und slowakische Kost schmecken. Die Hochzeitsgesellschaft war bereits damit beschäftigt, den Saal für das große Fest zu schmücken und vorzubereiten, und als Ratri und Martin einen Blick auf die Menüfolge des nächsten Tages werfen konnten, wurde ihnen klar, was eine slowakische Hochzeit bedeutete.

Am 9. Tag der Tour war Janas und Norberts großer Tag, es war Hochzeitstag in Chotča. Nach gemütlichem Start trafen die deutschen Gäste gegen Mittag am Haus von Janas Eltern ein und wurden natürlich sofort mit Speis und Trank versorgt. Helena und Josef, Janas Eltern, waren perfekte Gastgeber, und noch Tage später klangen Josefs Worte „*Armin, Schnaps!*“ jedem in den Ohren. Langsam trafen auch viele andere Gäste ein und ein buntes Treiben begann. Die Gastfreundschaft in der Slowakei war dabei so offen und ehrlich, dass sich ein Gast sofort wohl fühlen musste. Er wurde weder in den Mittelpunkt gezerrt, weil er Gast war oder aus dem Ausland kam, noch mit seinesgleichen in eine Ecke gesetzt und isoliert, weil es ja schwierig war, sich zu unterhalten. Ratri und Martin waren einfach da, gehörten irgendwie dazu, mal scherzte man etwas, aber niemand hatte das Gefühl einer Verpflichtung gegenüber den beiden und vor allem hatte niemand Berührungsängste. Die beiden Abenteurer fühlten sich auf Anhieb sehr wohl und freuten sich auf die Hochzeit, die im traditionellen slowakischen Rahmen ablaufen sollte. Später machten die deutschen Gäste allerdings die Feststellung, dass ‚Tradition‘ ein willkommener Grund war, alles mögliche durchzusetzen, vor allem, dass die Gäste viel Schnaps tranken. Mit den anderen Gästen erschienen auch die Hochzeitsmusiker und spielten slowakische Musik, was der Szenerie etwas sehr fröhliches und ein osteuropäisches Ambiente verlieh.

Um 15Uhr begann die eigentliche Hochzeit damit, dass Milan, der Brautführer, mit der Hochzeitsaxt gegen die Tür des elterlichen Hauses schlug. Die Gesellschaft

wurde eingelassen, und Jana und Norbert krochen auf den Knien zu Eltern, Großeltern und Geschwistern, um sich deren Segen und Zustimmung abzuholen. Ratri und Martin waren bei diesem rein familiären Teil nicht zugelassen, wohl aber zahlreiche Videokameras, so dass es anschließend die halbe Welt sehen konnte. Nach dieser tränenreichen Prozedur setzte sich der Marsch zur Dorfkirche in Bewegung, wo Milan abermals mit der prunkvollen Axt Einlass forderte und nach einigen Verhandlungen auch bekam. Die griechisch-katholische Dorfkirche von Chotča war eine sehr kleine Kirche und der Platz darin reichte gerade so für alle Gäste. Ratri und Martin standen sehr günstig auf einem kleinen Balkon und hatten so beste Sicht auf die Zeremonie. Die Trauung war, weil anders als bekannt, sehr interessant, nicht zu lang und wurde von sehr schönem Chorgesang von Janas ehemaligen Religionsschülern begleitet. Nach dem Tausch der Ringe schritt das Brautpaar vor die Tür, um einen endlosen Strom von Glückwünschen über sich ergehen zu lassen. Martin gratulierte mit den Worten *„alles Gute und dass ihr beiden immer so glücklich seid, wie wir es sind.“*

Anschließend setzte sich schleppend der Autokorso nach Šandal in Bewegung. Viele der Gäste fuhren mit einem der Busse Josefs, der sich gerade als Busunternehmer einen Namen zu machen versuchte. Dort angekommen folgte eine deutsche Tradition, nämlich poltern, was aber in der Slowakei nicht unbedingt auf volles Verständnis stieß, schließlich zerbrachen da heile Teller und Tassen. Nachdem Norbert tapfer alles weggefegt hatte, nahmen die Gäste an den gedeckten Tischen Platz. Ratri und Martin saßen ebenso wie Monika, Waldemar und Armin

nicht an der großen Tafel der Brautleute, sondern im Nachbarraum. Das war ihnen vorher erklärt worden und keinesfalls unhöflich sondern Ausdruck der Tradition, dass an der Hochzeitstafel lediglich Verheiratete sitzen durften. Das traf nicht nur irgendwelche Gäste, sondern eben auch den Bruder des Bräutigams, sowie Schwester und Bruder der Braut, Traditionen kannten da kein Pardon. Hintergrund dessen war wahrscheinlich, dass im Nachbarraum Kontakte geknüpft, und so die nächsten Hochzeiten vorbereitet werden konnten.

Gegen 17Uhr startete die große Feier mit dem ersten Gang der endlosen Menüfolge, einem Campari und einer gemischten Vorspeise. Zwischen den Gängen gab es immer wieder reichlich zu trinken, wobei die Getränke nicht vom Hause kamen, sondern die Gastgeber selbst mitgebracht hatten. Immer wieder spielte die Musik auf, und auch Ratri und Martin wurden auf die Tanzfläche geholt, um den Csárdás, den traditionellen Tanz zu tanzen. beziehungsweise zu lernen. Es folgten Hühner- und Rindersuppe, Hähnchen und Schnitzel, jeweils mit üppiger Beilage und immer wieder zwischendurch trinken und tanzen, wobei die Musiker jetzt unerfreulicher Weise neben slowakischer Volksmusik immer öfter mehr oder weniger aktuelle westliche Importware anstimmten, zum Beispiel die alten Schlager von ABBA oder gar den längst in Vergessenheit geratenen Ententanz.

Um Mitternacht folgte die nächste traditionelle Zeremonie. In einem Zimmer im ersten Stock des Hotels versammelte sich der engere Familienkreis, dieses Mal durften auf ausdrücklichen Wunsch von Jana auch Ratri

und Martin dabei sein. Norbert und Jana saßen auf dem Sofa, Milan kniete vor Jana und redete auf sie ein, ihm aufgrund irgendwelcher Versprechen ihren Schleier zu überlassen. Jana gab ihm den Schleier und verlor damit das Symbol ihres Junggesellinnen-Daseins. Daraufhin griff Jana Norberts Blume, zog sie aus dem Knopfloch des Jacketts und zertrat sie als sein Junggesellen-Symbol. Damit war die ‚Hochzeit in weiß‘ beendet und nun begann für die beiden das Eheleben. Jana zog nun die traditionelle Tracht der Gegend und Volksgruppe an, die sich selbst Russin nennt, und bat die Hochzeitsgäste zum Tanz.

Jeder durfte und musste mit der Braut tanzen und dafür einen Obolus entrichten, die Braut verdiente in diesem Ritual den finanziellen Grundstock für die gemeinsame Zukunft, und der Bräutigam sieht zu. Als Ratri und Martin an der Reihe waren, war Jana bereits völlig erschöpft und flehte „*langsam, langsam*“, ein Wunsch, dem die beiden Abenteurer gerne entsprachen, hielt sich ihre Fähigkeit, den Csárdás zu tanzen, doch sehr in Grenzen. Nachdem Jana sehr erfolgreich getanzt hatte, gab es noch eine große Runde Schnaps, nun war auch der Bräutigam wieder im Rennen. Darauf hin durfte Jana sich erst einmal etwas ausruhen und erschien nur wenig später in normaler Kleidung, nun war nur noch ein ausgelassenes Fest zu erwarten. Gegen 2Uhr wurde der letzte Gang des Menüs serviert, Kassler mit Sauerkraut und Kartoffelbrei stand auf dem Programm, dann folgten endlos viele Torten, für die größtenteils Norberts Mutter verantwortlich zeichnete. Ratri und Martin tanzten noch bis 5Uhr morgens, ehe sie todmüde ins Bett fielen.

Am nächsten Morgen war es verständlicher Weise sehr spät, ehe die beiden aus dem Bett krochen. Um die letzten Folgen der Hochzeitsfeier zu vertreiben, aßen sie die liebgewonnene Knoblauchsuppe, ehe sie wieder nach Chotča fuhren. Janas Eltern waren gar nicht schlafen gewesen und schon wieder um die Gäste bemüht, und so dauerte es nicht lange, bis der Tisch wieder reichlich mit Essen, Trinken und Schnaps gedeckt war. Trotz des omnipräsenten Angebots an Spirituosen waren die Folgen aber überschaubar, die Slowaken tranken meist kein Bier oder Wein nebenher und aufgrund des vielen Essens und der reichlichen Bewegung durch den Tanz war kaum jemand völlig von der Rolle, und das schon gar nicht in unangenehmer Art und Weise.

Der Nachmittag des 10. Tages der Tour floss im wahrsten Sinne des Wortes so dahin, und Ratri und Martin genossen abermals die unkomplizierte Gastfreundschaft dieser unbeschwerten Tage von Chotča. „*Morgen aber*“, dachte Martin, „*ist es an der Zeit, weiter zu fahren und diesen freundlichen Ort zu verlassen.*“ Er wusste nicht, was die beiden erwarten würde, weiter im Osten, in der Ukraine, die, glaubte man den Aussagen der Slowaken, das Reich Mordor zu sein schien. Janas Schwester arbeitete bei der Kriminalpolizei, Janas Bruder bei den Grenzschutzbeamten. Beide wussten nicht viel über die Ukraine, außer, dass dort viel geschmuggelt und geklaut wird, dass das „*Essen kaputt*“ sei und wahrscheinlich das ganze Land. In diesem Moment erschien es Martin fast eine Dummheit zu sein, seinen Dickschädel durchzusetzen und trotz aller Warnungen unbedingt in dieses Land zu fahren. Sie konnten genau so gut noch einige Zeit in der Slowakei

bleiben, dann nach Ungarn oder sonst wohin weiterfahren, warum in aller Welt also in die Ukraine? Nur aufgrund der fixen Idee, die Karpaten komplett zu befahren? Aus Trotz? Abenteuerlust? Stolz?

Am Abend ließen es sich Janas Bruder, dessen Freundin und noch einige Freunde nicht nehmen, die Gäste in Stropkov auszuführen und mit ihnen eine Kneipe mit Diskothek zu besuchen. Obwohl alle Beteiligten etwas müde waren, wurde es doch ein schöner und geselliger Abend, Ratri und Martin plauderten dank Norberts Übersetzung mit den Freunden der Gastgeber aus Chotča und beantworteten Fragen wie „*wo ist es denn nun schöner, in Amerika oder hier im Osten?*“, die natürlich nicht zu beantworten waren. Janas Bruder schlug Armin noch im Portemonnaie-Karten-Poker, seine Telefonkarten übertrafen einfach jede Prototypenzulassung und Sauna-Karte. Nachdem Ratri und Martin auch die Diskothek kennen gelernt hatten, war das Wochenende auch endgültig vorüber, und alle sanken müde in die Federn.

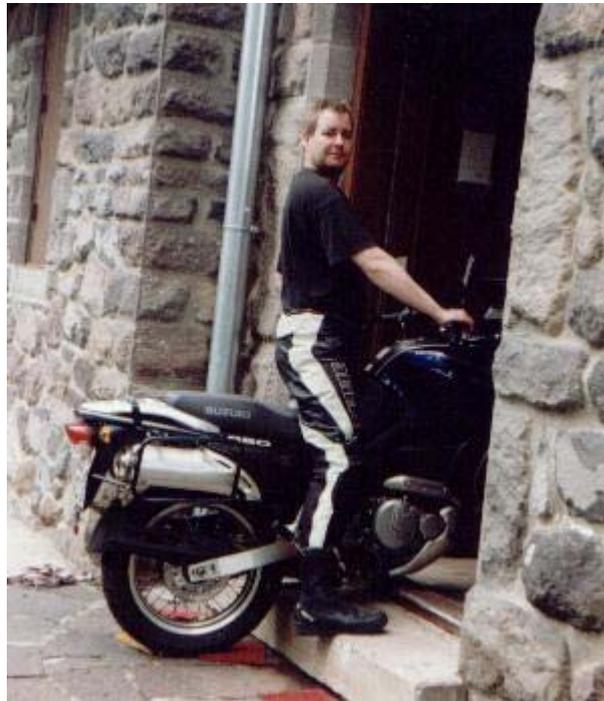
Am 11. Tag der Reise wollten die beiden Abenteurer eigentlich früh aufbrechen, um möglichst zeitig an der Grenze zur Ukraine zu sein. Nach dem Aufstehen packten sie ihre Sachen und fuhren nach Chotča, um dort auf Wiedersehen zu sagen. Jana und Norbert waren gerade unterwegs, also beschlossen sie zu warten. Sie wurden abermals mit Essen versorgt, und Ratri fuhr mit Janas Bruder eine kleine Runde auf der Diversion, wobei er sich strikt weigerte, irgendeine Form von Schutzkleidung anzulegen, aber anschließend von einem richtigen Motorrad doch ziemlich beeindruckt war. Als

Norbert und Jana endlich eintrafen, war es bereits Mittag und trotz aller Versuche, jetzt abzufahren, wurden Ratri und Martin erneut mit Essen bedacht, wenigstens eine kleine Suppe und ein Huhn, ein Paket Kuchen für unterwegs und eine riesige Flasche Weißwein, die allerdings Armin im Auto mitnehmen musste, so groß war sie.

Viel zu spät, um in die Ukraine zu fahren, kam der herzliche Abschied aus Chotča, und etwas wehmütig führen die beiden Karpaten-Reisenden weiter nach Südosten. In Michalovce wurde zum ersten Mal das spürbar, was Martin in seinem Reisetagebuch als ‚Ostblockambiente‘ bezeichnete. Triste, graue Plattenbauten, kaputte Industrieanlagen, ein Hauch von Hoffnungslosigkeit und Resignation über und an allem. Die Campingplätze nördlich des folgenden Sees waren alle geschlossen, und wenig hoffnungsvoll, noch eine Bleibe zu finden, fuhren Ratri und Martin nach Norden in Richtung des Morské oko, einem Naturpark. Sie hofften lediglich, dort in Ruhe zelten zu können, als sie auf dem Weg, in Remetské Hámre, ein Schild mit der Aufschrift ‚Pension‘ entdeckten.

Im Haus war eine ältere Dame mit ihrem Sohn damit beschäftigt, notwendige Reparaturen auszuführen, zum Beispiel an der Tür, die sich nicht mehr ordentlich absperren ließ. Die Vermieterin selbst war nicht im Dorf, aber die Frau konnte den beiden ein Zimmer vermieten, sie konnten sich einfach eines aussuchen, denn außer ihnen war niemand da. Martin fragte nach dem Verbleib der Motorräder und ob es eine Garage oder einen Schuppen gab. Der Umstand, dass es so etwas nicht gab,

war der Frau sichtlich unangenehm, und so machte sie Martin klar, die Motorräder doch einfach die Stufen des Eingangs und die folgende Holzterrasse hinauf in den Flur zu fahren.



Martin vergewisserte sich mehrfach mit den ihm zur Verfügung stehenden Mitteln der Zeichensprache, ob er richtig verstanden hätte. Er hatte. Ratri hatte das ‚Gespräch‘ nicht verfolgt und schaute dementsprechend konsterniert, als Martin sagte, als sei es das Selbstverständlichste der Welt: „*Wir sollen die Moppeds in den Flur fahren*“, seine Koffer, die Gepäckrolle und den Tankrucksack abnahm, aufsaß, zur ersten Stufe und

mit sanftem Druck das Motorrad die Treppe hinauffuhr. Der schwarze Streifen Gummi auf dem Teppich tat ihm wirklich leid, die Frau schien es überhaupt nicht zu interessieren. Nun war die Diversion an der Reihe, die sich etwas mehr gegen das ungewöhnliche Nachtlager sträubte, aber schlussendlich auf der Treppe zum Flur eine Bleibe fand. „*Einmalig*“, bemerkte Martin kopfschüttelnd und machte einige Fotos von den Motorrädern im Flur.

Eine Weile saßen Ratri und Martin draußen an einem Holztisch und schrieben Postkarten, dann hielt das Dach dem einsetzenden Regen nicht mehr stand, und sie wechselten ins Haus, das ihnen ja in dieser Nacht alleine zur Verfügung stand. Später gingen sie ins einzige Restaurant in Remetské Hámre, der Wirt sprach sehr gut Deutsch, wie viele Slowaken mit eigener Existenz, die das dafür notwendige Geld in Deutschland verdient hatten. Immer noch schmunzelnd über den Parkplatz ihrer Motorräder feierten die beiden Abschied aus der Slowakei, morgen sollte das Abenteuer Ukraine beginnen.

## **Reise in die unbekannte Ukraine**

Am 12. Tag der Reise von Ratri und Martin war es dann soweit, die Fahrt ins unbekannte Land. Es war der 28.5. und damit der Tag, den die beiden Abenteurer als ‚ihren Tag‘ bezeichneten, der Tag, an dem sie sich endgültig gefunden hatten. Noch etwas ungläubig, dass es ausgerechnet an diesem Tag dann wirklich soweit sein sollte, tranken die beiden Tee, packten ihre Ausrüstung zusammen, schoben die Motorräder aus dem Hausflur, beluden sie und fuhren dann zu der netten Dame, die ihnen das Haus vermietet hatte, um den Schlüssel zurück zu bringen und zu bezahlen. Ratri gab in der Post von Remetské Hámre noch die Postkarten auf, die sie am Vortag geschrieben hatte, dann fuhren sie los.

Um 11Uhr mitteleuropäischer Zeit rollten Ratri und Martin auf die Slowakisch-Ukrainische Grenze bei Užgorod zu. Hätte man sie einfach durchgewunken, wären sie um 12Uhr osteuropäischer Zeit in УЖГОРОД gewesen. Man hat sie aber nicht einfach durchgewunken.

Zunächst erfolgte die Ausreise aus der Slowakei, der Grenzposten war zwar etwas erstaunt, aber binnen weniger Minuten hatte er die Pässe abgestempelt und wünschte eine gute Fahrt. Am ukrainischen Teil der Grenze war dann zunächst einmal Endstation. Die Uniformierten sahen sich Pässe und Fahrzeuge an, unternahmen einen erfolglosen Versuch der Kommunikation und holten dann einen Kollegen. Der freundliche, ältere Mann sprach sehr gut Deutsch und fragte Ratri und Martin, ob sie schon einmal in der Ukraine gewesen seien, und ob sie Ukrainisch oder

Russisch sprachen. Als die beiden Abenteurer alle Fragen mit „*nein*“ beantworteten, sah der Mann sie sehr sorgenvoll an, sagte ausdruckslos: „*Also das erste Mal*“ und fragte dann: „*Wie schnell fahren diese Fahrräder?*“, wobei er auf Diversion und Freewind deutete. „*Etwa 160km/h*“, antwortete Martin, und die sorgenvolle Miene des Mannes verfinsterte sich noch einmal. „*In Europa vielleicht*“, sagte er, „*aber nicht in der Ukraine.*“ Dann gab er Ratri und Martin zwei unscheinbare Formulare und sagte „*Die müssen Sie ausfüllen, gute Fahrt.*“

Die beiden mühten sich, die Ein- und Ausreisekarte gut lesbar auszufüllen, und schrieben Name, Vorname, Adresse, Pass-Nummer, Visum-Nummer und andere Informationen auf. Dann unterschrieben sie die Karten und wunderten sich, wie schnell und problemlos die Einreise in die Ukraine vonstatten ging. Ein Grenzer verschwand mit den Karten in seiner Baracke, die anderen fingen an, die Motorräder zu mustern und Fragen nach Zylindern, Hubraum, Leistung und Höchstgeschwindigkeit zu stellen. Der Kollege kam aus der Baracke zurück und fragte gestikulierend, welche Route die beiden fahren wollten. Ratri und Martin erklärten auf den Karten die geplante Route und zeigten auf dem Kofferaufkleber das ganze Projekt ‚Transkarpaten‘. Schließlich sah der Grenzer die Fledermaus im Kartenfach des Tankrucksacks und sagte belustigt: „*Ah, Dracula!*“, wobei er sich wahrscheinlich etwas wunderte, was für schräge Vögel da an seine Grenze gekommen waren.

Das Einreiseformular war damit abgeschlossen, und nun war der Zoll an der Reihe. Man zeigte den beiden an,

etwa 20m weiter zu fahren, dort kümmerte sich eine Dame um Ratri und ein junger Mann in schwarzer Uniform mit goldenem Abzeichen um Martin. Beide waren ausgesprochen korrekt, freundlich und stets bemüht, ihre unbändige Neugierde auf das Gepäck zweier deutscher Motorradreisender nicht zu offensichtlich werden zu lassen. Nachdem sie eine Deklaration ihres Besitzes ausgefüllt hatten, mussten Ratri und Martin so ziemlich alles auspacken und erklären, was sie dabei hatten, den Campingkocher zusammenbauen, das Bremsscheibenschloss demonstrieren, die Funktion des Pannensprays erläutern und aufklären, um was es sich bei Mikropur handelte.

Die unbedruckte Tüte mit Instand-Kartoffelbrei wurde geöffnet und mit der Nase geprüft, die Sitzbänke abmontiert, das Werkzeug ausgepackt. Ein Hund beschnüffelte das Gepäck, die Rolle mit Zelt und Schlafsack kam in einen Röntgenapparat, wobei dem jungen Mann in schwarzer Uniform auf dem Bild sofort der Wecker auffiel, den die beiden Abenteurer versehentlich im Zelt vergessen und eingewickelt hatten, was Martin wieder einige Minuten gestenreicher Erklärung kostete. Ratri führte derweil die Reiseapotheke vor, und ein eigens dafür zuständiger Uniformierter prüfte die auf den Packungen angegebenen Wirkstoffe. Ein harmloses Antiseptikum kam ihm verdächtig vor und er verschwand damit für Minuten in der Zollstation, war dann aber scheinbar zufriedengestellt.

Nachdem das Gepäck für unbedenklich erklärt worden war, durften Ratri und Martin alles wieder einpacken und auf den Motorrädern verstauen. Derweil fingen einige

Uniformierte an, mit den Helmen zu spielen, wobei es ihnen das herunter klappbare Sonnenschilder scheinbar am meisten angetan hatte. Einer forderte Martin dann auf, den Motor seiner Freewind zu starten, und jeder durfte mal am Gasgriff drehen, was den Grenzern sichtlich Freude bereitete.

Dann kam die Deklaration wieder an die Reihe. Ratri war soweit in Ordnung, sie hatte pharmazeutische Produkte angegeben, und das war im Fall der Reiseapotheke auch korrekt. Martin hatte diese ebenfalls deklariert, was in seinem Falle aber nicht korrekt war, da er nur eine Verbandtasche mit Jodtinktur und einige Kopfschmerztabletten dabei hatte. Also musste Martin das Formular noch einmal ausfüllen, in zweifacher Ausführung natürlich. Bei Ratri fehlte lediglich das zweite Exemplar, außerdem sollten beide noch hinzufügen und unterschreiben, dass die Motorräder die Ukraine binnen 10 Tagen wieder verlassen würden. Die Formulare verschwanden nun wieder bei den Uniformierten im Büro, und nach einiger Wartezeit riefen diese die beiden Abenteurer zu sich und erklärten ihnen, dass sie nun eine Aufenthaltsgenehmigung für fünf Tage und danach, falls sie nicht ausgereist wären, ein Problem hätten. Ratri und Martin nahmen diese Tatsache etwas erstaunt zur Kenntnis, aber im Grunde reichten fünf Tage und die beiden hatten an langen Debatten keinerlei Interesse, zumal der Richterspruch schon gefallen und abgestempelt war.

Die beiden verabschiedeten sich von den Grenzern, und mit der Einreisegenehmigung in der Hand rollten sie um 14 Uhr osteuropäischer Zeit auf die große Schranke zu,

die sie jetzt noch von der Ukraine trennte. Der für den Schlagbaum Zuständige warf abermals einen Blick auf die Papiere und öffnete dann die letzte Barriere. Sie hatten es geschafft. Martin ballte triumphierend die Faust und rief in Ratri's Richtung: „*Wir sind drin, wir sind in der Ukraine!*“ Etwa 30m weiter standen sie in der ersten Kontrolle der GAI, der Militärpolizei. Noch einmal wurden Pässe, Fahrzeugpapiere und die Route begutachtet, dann endlich fuhren sie weiter Richtung Užgorod. Eigentlich hatten sie gleich hinter der Grenze links abbiegen wollen, um nach Norden zu fahren, aber die Straße war nicht beschildert, und so fuhren sie versehentlich in die Stadt hinein. „*Mos Eisley Raumhafen*“ schoss es Martin durch den Kopf.

Grenzregionen haben immer etwas Seltsames, Geschäftiges und Verruchtes, aber hier, an der Grenze zur ehemaligen Sowjetunion, war die Atmosphäre schon besonders. Wie Fremdkörper von einem anderen Stern rollten Ratri und Martin die Hauptstraße in Užgorod entlang, entschlossen sich dann aber zu wenden, ein nicht ganz einfaches Unterfangen, um den Weg nach Norden zu suchen.

## **Regen in den ukrainischen Waldkarpaten**

Die Orientierung in der Ukraine war für die beiden Motorrad-Abenteurer nicht einfach. Zum ersten waren nicht alle Kreuzungen beschildert, auch solche nicht, bei denen es wirklich von Vorteil gewesen wäre zu wissen, wohin die Straße führt. Zum zweiten war die einzige Karte, die Ratri und Martin in Deutschland und der Slowakei bekommen konnten, eine ungarische im Maßstab von 1:1,2Mio. Zum dritten waren alle Schilder natürlich mit kyrillischen Buchstaben geschrieben, die besagte Karte aber mit lateinischen, so dass die beiden Buchstabe für Buchstabe mit der fotokopierten Transliteration übersetzen mussten. Ein Glück war, dass Martin diese Transliteration versehentlich kopiert und mitgenommen hatte, sonst hätten die beiden ein echtes Problem gehabt. In diesem Punkt war, wie Martin sich eingestehen musste, ihre sonst akribische Reisevorbereitung mangelhaft gewesen.

Nordöstlich von Užgorod begannen wieder die Karpaten, die Ukraïns'ki Karpati, die ukrainischen Waldkarpaten oder einfach die Karpatoukraine genannt. Ratri und Martin fuhren durch dieses große, unbekannte Land und staunten über die Einsamkeit, die leeren Straßen, die endlosen Wälder und den schlechten Zustand der Dörfer. „*Landschaft genial, Land im Mittelalter*“ notierte Martin in seinem Reisetagebuch. Das war natürlich maßlos übertrieben, aber die verfallenden Häuser und Betriebe konnten schon nachdenklich stimmen. In Perečín orientierten sich die beiden wieder nach Osten, überquerten den Karpatenkamm und kamen schließlich, obwohl zwischendurch etwas verunsichert und sich nur

noch an Flüssen orientierend, in Volovec‘ an. Von dort fuhren sie parallel zum Karpatenkamm nach Mižgir‘ja, einem kleinen Touristenzentrum und Ausgangspunkt für Exkursionen zum Bergsee Synevyr. Auf dem Weg nach Mižgir‘ja kamen Ratri und Martin durch zahlreiche kleine Dörfer, in denen sie stets die Attraktion des Tages oder gar der Woche waren. Kinder liefen winkend heran und jubelten, wenn die beiden Abenteurer ihrerseits die Hand zum Gruß hoben. Alte Menschen nickten ihnen zu oder schauten sie extrem misstrauisch an. Ohne Reaktion der einen oder anderen Art blieb niemand.

Laut Reiseführer ‚Die Ukraine entdecken‘ befand sich in der Nähe von Mižgir‘ja, auf dem Weg zum See Synevyr, direkt auf einem Höhenzug gelegen das Hotel Kamjanka, das eine unvergessliche Aussicht und darüber hinaus noch gute und preisgünstige Zimmer bieten sollte. Dieses Hotel hatten sich Ratri und Martin als Quartier für ihre erste Übernachtung in der Ukraine ausgesucht. Es lag wirklich sehr schön und auch der unvergessliche Ausblick war keine Lüge, leider war das Hotel geschlossen. So suchten die beiden in Mižgir‘ja und fanden ein nettes Motel am Ortsausgang. Die Kommunikation klappte erstaunlich einfach mittels Zeichensprache, und schnell standen die Motorräder in der Garage, wobei Martin sich noch beim Abendessen fragte, ob es sich dabei wohl um ein Missverständnis gehandelt hatte, als er die Gesten der Dame am Tresen einfach zu seinen Gunsten ausgelegt hatte und hineingefahren war. Ratri und Martin waren froh, aus den Regenkombis herauszukommen, es hatte am Mittag angefangen zu regnen und nicht wieder aufgehört. Außerdem waren sie froh, ihre müden Knochen, sich auf

dem Bett räkelnd, ausstrecken zu können. Ukrainische Straßen konnten Motorrädern und deren Fahrern ganz schön zusetzen, wie sie befanden. „*Straßen kleiner als gelb unfahrbar, gelb mit Badewannen- und rot mit Schäferhund-großen Schlaglöchern*“ schrieb Martin in sein Reisetagebuch und meinte mit ‚gelb‘ und ‚rot‘ Straßen zweiter und erster Ordnung in der Karte mit dem Maßstab 1:1,2Mio.

Nach kurzer Ruhe machten sich die beiden Abenteurer auf die Suche nach etwas zu essen und begaben sich in den Raum mit dem Tresen, an dem sie kurz vorher schon ihr Zimmer für 10US\$ bekommen hatten. Im Raum standen etliche Tische und an einem saßen Gäste, die Bier und Vodka tranken. Martin bestand darauf, dass Ratri sich um das Abendessen kümmern müsse, da er schließlich schon die Zimmerfrage geklärt hatte. Ratri bewaffnete sich mit dem Berlitz Sprachführer Osteuropa und nahm noch einen Schluck des hervorragenden, ukrainischen Biers, dann schritt sie zur Tat. Gestenreich und auf russische Wörter im Sprachführer zeigend fragte sie nach etwas zu essen, verstand aber leider die Antwort nicht. Die einfallsreiche Frau am Tresen schickte daraufhin jemanden in die Küche, ließ die Töpfe mit dem aktuellen Angebot holen und Ratri hineinsehen. Ratri entschied sich für Krautwickel, und über einen Salat als Beilage, ebenfalls Kraut, waren sich ukrainische Bedienung und deutsche Abenteurerin ebenfalls schnell einig.

Und so begangen Ratri und Martin den 28.5.2002, den 12. Tag ihrer Reise, ‚ihren Tag‘ in Mižgir’ja in den

ukrainischen Waldkarpaten mit Krautwickeln und Salat, dazu Bier und Vodka. Und waren sehr, sehr glücklich.

Am Morgen des 13. Tags der Tour bemerkte Ratri die Folgen des Umstandes, dass in der Ukraine ‚ein Vodka‘ 100ml bedeutete. Martin dagegen bemerkte die Folgen des Umstandes, dass sie beim Parken in der Garage ein Nutzfahrzeug zugestellt hatten, das nun bewegt werden sollte. Die lautstark diskutierenden Arbeiter freuten sich sichtlich, als er vor die Tür des Motelzimmers trat und in Richtung Garage eilte.

Da er nun schon mal wach war, wollte er sich der Vorbereitung des nächsten Abenteuers widmen, nämlich Benzin zu kaufen. Die Tankstellen, die sie am Vortag gesehen hatten, sahen durchweg nicht wie die westeuropäischen aus, und so empfahl es sich sicherlich, deren Benutzung erst einmal zu erlernen. Wenige Meter neben dem Motel wies ein Schild mit einem eindeutigen Hinweis auf Benzin in eine schlammige Hofeinfahrt. Martin war sich sicher, dass sich dort keinesfalls eine Tankstelle befinden würde, und wanderte daher die Hauptstraße Richtung Ortsausgang hinunter. Nach einigen Hundert Metern fand er ein modern aussehendes Geschäft, vor dem Fahnen von Hella und NGK wehten, beides Hersteller von Autozubehör. Im Glauben, hier könne es sich um die Tankstelle handeln, untersuchte er das Geschäft näher. Es war geschlossen, und als er durch ein Fenster hereinspähte, sah er nichts als Kartons mit Videorekordern und Fernsehern mit der Aufschrift Sony. Etwas irritiert blickte er sich um und sah, dass seine Aktion von einigen Männern auf der anderen

Straßenseite beobachtet worden war. So unauffällig wie möglich schlenderte er weiter.

Wenige Meter weiter fand er noch eine Werkstatt, die scheinbar auch irgendeine Prüffunktion wahrnahm, aber ebenfalls kein Benzin hatte. Martin lief zurück zum Hinweisschild neben dem Motel und hüpfte nun durch die Pfützen und Schlammlöcher der Hofeinfahrt gegenüber. Außer verfallenen Hallen gab es da noch ein Lager und einen Schrottplatz für Nutzfahrzeuge und tatsächlich, noch etwas weiter, eine Überdachung mit drei völlig verrosteten Zapfsäulen und einem Kassenhäuschen. Interessiert sah Martin zu, wie die Einheimischen tankten. Sie fuhren vor eine Zapfsäule, gingen zur Kasse, diskutierten, zahlten, gingen zurück und füllten den Treibstoff ein, wobei der Zufluss von selbst stoppte. Martin folgerte, und ähnliches hatte er zuvor im Internet über Russland gelesen, dass man eine bestimmte Menge Benzin kaufen musste und diese dann gnadenlos aus der Pistole floss, was bei Motorrädern mit ihrem kleinen Tank und dem darunter befindlichen, heißen Motor, zu einer Katastrophe führen konnte. Martin verdrängte die Berichte im Internet über eine klemmende Abschaltung der Zufuhr und die Empfehlung, immer einen Eimer oder Kanister griffbereit zu haben und ging zu Ratri ins Motel, um nach dem Packen erst einmal einen Tee zu trinken.

Durch das Wechselgeld auf zwei etwas teure Tee, 1US\$ ist nun mal der kleinste Schein, hatten Ratri und Martin nun etwas ukrainisches Geld, das sich Hrywnja nennt. Sie taten es aber bald den Einheimischen gleich und nannten es ‚Ukraine Dollar‘, weil sie sich den Namen

nicht merken konnten. Noch ohne Gepäck fuhren die beiden Abenteurer zur nahen Tankstelle, ausgestattet mit einem Zettel auf dem ‚95: 7 Liter‘ stand, was bedeuten sollte, dass sie gerne sieben Liter Benzin mit 95 Oktan pro Motorrad kaufen wollten. Diesen Zettel hielt Martin dem jungen Mann im Kassenhäuschen vor die Nase, gestikulierte wild, zeigte auf die Motorräder und wiederholte immer wieder: „7 Liter – stopp! – anderes *Motorka* – 7 Liter“. Der Mann begriff schließlich, rechnete schriftlich sieben und sieben zusammen, multiplizierte es mit dem Preis für einen Liter vom 95er Tropfen und kam auf eine Summe in Ukraine Dollar, die natürlich höher war als das Wechselgeld vom Teetrinken. Martin gab dem nun schon deutlich angestregten Mann zu verstehen, dass er mit US\$ bezahlen wolle und nach anfänglicher Gegenwehr kam der mit Hilfe der anderen, interessierten Anwesenden auf 6US\$. Leider hatte Martin keinen 1US\$-Schein, und so einigte man sich auf 5US\$ und 5 Ukraine Dollar, was einen Umrechnungskurs von 1:5 bedeutet hätte, aber sicherlich ein Zufallsprodukt war. Nach so viel Aufregung war es selbstverständlich, dass ein Anwesender den seltsamen Kunden beim Tanken half, scheinbar hatten die ja keine Ahnung, wie man Benzin kauft.

Erleichtert, auch diese Herausforderung gemeistert zu haben, luden Ratri und Martin ihr Gepäck auf und fuhren weiter nach Süden an den Rand der Karpaten zur Tisa. Im breiten Tal des Grenzflusses zu Rumänien war es schön warm und sonnig, und die beiden hatten sehr viel Spaß beim gemütlichen Bummeln über die Landstraßen. Dabei fiel ihnen auf, dass es in den kleinen Dörfern immer nur ein Produkt am Wegesrand zu kaufen gab,

mal Pilze, mal Kirschen, mal ausschließlich und alle 10m Korbware, dann ein Dorf, in dem es nur Reifenhändler gab, aber keine Mischung aus alle dem. Erst etwas weiter östlich, auf einem Markt in Tjačiv, waren fahrende Händler auf die Idee gekommen, die einzelnen Waren in den Dörfern zu kaufen und an ihrem Stand anzubieten, was auf großes Interesse stieß. Immer weiter fuhren Ratri und Martin an der Tisa entlang und blickten auf die Gegend um das rumänische Sighet, die sie in einigen Tagen besuchen wollten.

Etwas nördlich, wieder in den Karpaten, machten die beiden in Dilove eine Mittagspause am geographischen Mittelpunkt Europas. Dieser nicht ganz unumstrittene Punkt wurde durch ein großes, steinernes Denkmal und einige Tafeln markiert. Die Schautafeln waren augenscheinlich erst kürzlich errichtet worden, erklärten einiges zur Geographie, Fauna und Flora der Karpaten und machten unverhohlen Werbung für die Errungenschaften des ukrainischen Tourismus. „*Von hier aus*“, dachte Martin laut nach, „*ist es also bis zum Ural genau so weit wie nach Portugal.*“ Er war im Begriff die Größe Europas im wahrsten Sinne des Wortes zu erfahren. Martin liebte ein wenig Pathos und Symbolik, und einige Fotos am Mittelpunkt Europas zu schießen, bereitete ihm große Freude, zumal die kyrillischen Zeichen auf der steinernen Tafel hinter ihnen und den Motorrädern unwiderlegbar bewiesen, was für große Abenteurer sie waren.

In der Zwischenzeit hatte sich über den Karpaten ein mächtiges Gewitter zusammengebraut, und Ratri und Martin wollten weiter, ehe es anfing zu regnen. Nach

wenigen Metern standen sie mal wieder in einer der GAI-Kontrollen, zeigten ihre Pässe und erklärten die Route. Alle diese Kontrollen verliefen korrekt und ohne Probleme ab, nervten die beiden jedoch zunehmend. Wenige Kilometer später begann es zu regnen, dann schüttete es wie aus Kübeln. Die beiden Abenteurer suchten Schutz im Wartehäuschen einer Bushaltestelle, wie andere Leute auch. Es entwickelte sich ein angeregtes Gespräch zwischen den beiden und einem Mann, der in Prag als Feuerwehrmann gearbeitet hatte und deshalb keine Berührungsängste kannte. Die Fragen waren in solchen Situationen immer die gleichen, waren das deutsche oder japanische Motorräder, wie viele Zylinder hatten die, wie schnell waren sie, welcher Hubraum. Aber auch Neugierde gegenüber den Gästen, woher kamen Ratri und Martin, wohin fuhren sie, wie lange waren sie unterwegs und wie viele Kilometer. Immer wieder sahen sie den Gesprächspartnern auch an, dass Frauen auf Motorrädern in ihrer Vorstellung bis dahin nicht vorgekommen waren, da waren sich die beiden sicher.

Da der Regen mit unverminderter Heftigkeit herabprasselte und die Straße bereits unter Wasser gesetzt hatte, wechselten Ratri und Martin die Straßenseite und setzten sich auf die Terrasse einer kleinen Wirtschaft, um Tee zu trinken. Eine junge Dame, wahrscheinlich die Tochter des Hauses, hatte vorher schon den ihr anvertrauten Holzkohlegrill vernachlässigt, um nach den beiden Fremden im Bushäuschen zu sehen, und war jetzt hoch erfreut, ihnen etwas Warmes zu trinken bringen zu können. Ratri und Martin empfanden den Zwangsaufenthalt in dem kleinen Dorf als überaus

angenehm und fühlten, dass ihnen mit erfrischender Neugierde und Offenheit begegnet wurde. Sie mussten in diesem Moment an die Geschichten denken, die ihnen von der Ukraine erzählt wurden, und waren sehr zufrieden und glücklich, dass sie nicht stimmten, nicht nur um ihrer selbst, sondern auch um des Landes willen.

Als der Regen weniger zu werden schien, fuhren Ratri und Martin weiter nach Norden auf den Jablunicja-Pass zu. Die Straße war in einem absolut katastrophalen Zustand, unterspült und weggebrochen oder mit Schlamm und Geröll überdeckt. Baustellen, die nur aus lehmigem Schlamm bestanden, forderten immer wieder ihre volle Konzentration, und streckenweise bestand die Straße nur aus einer Aneinanderreihung von bis zu 30cm tiefen, mehreren Metern langen Schlaglöchern, die durch riesige Pfützen unsichtbar waren. Die Tisa war hier, nahe an ihrer Quelle, ein reißender Gebirgsbach, der alles zu verschlingen drohte. Nur langsam und mit größter Vorsicht kamen Ratri und Martin voran. Als es dann wieder anfang, heftig zu regnen, war die Straße für die beiden fast unbefahrbar, da sie durch ihre Visiere kaum noch etwas erkennen konnten. Kilometer um Kilometer quälten sie sich voran, trotz guter Kleidung nass und ausgekühlt.

Hinter Jasinja, die beiden dachten schon hinter dem Jablunicja-Pass zu sein, was aber nicht den Tatsachen entsprach, fanden sie ein Schild, das eindeutig die Annehmlichkeiten eines Motels illustrierte. Unter einem Vollmond war ein Haus zu sehen, darunter die international verständlichen Piktogramme für Parken, Essen und Schlafen. Das Haus schien den beiden

Abenteuern das Licht in der Finsternis zu sein, und die dargestellten Möglichkeiten wollten sie nur zu gerne in genau dieser Reihenfolge wahrnehmen. Tropfend klopfte Martin an und trat dann ein. Eine schmale Holzterasse führte ihn in den ersten Stock, und er rief mehrmals laut „Hallo!“, aber niemand erschien oder war zu hören. Im ersten Stock angekommen, Martin war es etwas unangenehm, dass wie er war das ganze Haus zu durchsuchen, traf er endlich eine Frau mittleren Alters und ihre Tochter, die ihn etwas erstaunt aber freundlich ansahen.



Die Verhandlungen über die Zimmerfrage verliefen sehr schnell, Martin fragte gar nicht nach dem Preis. In den

ukrainischen Karpaten waren Übernachtungen nicht teuer und auf dem Land die Bewohner auch noch nicht so vom Kapitalismus verdorben, dass sie die missliche Situation zweier erschöpfter Motorradfahrer ausnutzten, den Preis zu verdoppeln. Und so breiteten Ratri und Martin bald ihre nassen Sachen überall in einem der beiden kleinen Zimmer des Motels aus und wärmten sich an einem Heizstrahler, den ihnen die Dame des Hauses gebracht hatte. Diverston und Freewind standen derweil in der nach vorne offenen Garage, zischend verdampfte immer wieder tropfendes Wasser auf den heißen Motoren und Auspuffen und Schlammfüßen sammelten sich unter ihnen.

Nachdem Ratri und Martin wieder trocken und warm waren, widmeten sie sich der Essensfrage. Einmal mehr war Martin der Ansicht, dass das nun Ratri's Aufgabe sei, da er den ersten Kontakt hergestellt und das Zimmer organisiert hatte. Die beiden gingen in den ersten Stock, wo in einem Raum zahlreiche Tische standen und eine Bar alle nur erdenklichen Getränke bereit hielt. Wäre das Wetter nicht so verheerend gewesen, hätten die beiden auch auf einem Balkon sitzen können. Nachdem der Regen und Schlamm des Tages mit einem wiederum hervorragenden ukrainischen Bier heruntergespült war, zeigte Ratri der Wirtin die Seite im russischen Teil des Sprachführers, die sich mit Essbarem beschäftigte. Die Frau sah sich die Worte an und zeigte auf КУРИЦЬ, Huhn, klopfte auf ihren Oberschenkel und somit war klar, dass Ratri's und Martin's Abendessen aus Hühnerschenkeln bestehen würde. Ratri bestellte ihren mit Püree, Martin bevorzugte Pommes frites, beide nahmen noch einen Salat als Beilage. Das Essen war

überaus liebevoll angerichtet und dekoriert, von guter Qualität und schmeckte den beiden vorzüglich. Sie genossen den Abend in vollen Zügen, tranken noch das eine oder andere Bier, einen Kaffee und einen Vodka, lauschten der in ihren Ohren russisch klingenden Musik, die soviel Schwermut und Melancholie mitbrachte, auch wenn es sich wohl um eine Art ukrainische Popmusik handelte. Die schlechten Straßen waren bald vergessen, und die beiden gingen müde und glücklich zu Bett, hörten noch eine Weile dem prasselnden Regen zu, dann schliefen sie ein.

Am 14. Tag ihrer Reise wurden Ratri und Martin von einem nun schon nicht mehr ganz unbekanntem Geräusch geweckt, dem monotonen Plätschern des Regens. Ihre Hoffnung auf Wetterbesserung hatte sich nicht erfüllt und da die Wirtin und ihre Tochter nicht zuhause waren, tat es auch die auf einen heißen Tee nicht. Ihre Sachen waren schon wieder fast trocken, und so setzten die beiden Abenteurer gut gelaunt die Reise fort. Nach wenigen Metern folgte eine Überraschung, als die Straße wieder anzusteigen begann. Das bedeutete, sie waren keinesfalls schon hinter dem Jablunicja-Pass, und in Martin begann die Hoffnung zu keimen, das Wetter könne sich hinter dem Pass doch noch bessern. Nach wenigen Kilometern fuhren die beiden an den Souvenirbuden auf dem Jablunicja-Pass vorbei und tatsächlich hörte es auf zu regnen. Die folgende Strecke nach Jaremča genossen die beiden außerordentlich und fotografierten ausgiebig die Holzarchitektur der Huzulen, die für diese Gegend typisch war.

In Jaremča, der Hochburg des Karpaten-Tourismus, fanden Ratri und Martin sogar eine Tankstelle, an der sie mit der Kreditkarte bezahlen konnten und die nach dem ihnen bekannten System, erst tanken, dann zahlen, abrechnete, zumindest für deutsche Touristen. Weiter nördlich wurde die Straße sehr viel besser, der einsame Teil der Karpaten lag nun wohl hinter ihnen. Auf dem Weg nach Kolomija, das schon außerhalb der Karpaten lag, wurden Ratri und Martin noch einmal Zeugen der ukrainischen Hilfsbereitschaft. Als sie vor einem Wegweiser standen und wieder einmal versuchten, die Ortsnamen mithilfe der Transliteration zu übersetzen, hielt ein Kleintransporter an, und der Fahrer begann sofort, auf sie einzureden und herauszufinden, wohin sie fahren wollten. Natürlich hatte der Mann keine Chance, die Straßenkarte mit den lateinischen Buchstaben zu lesen, und so entschloss er sich, als er wusste, dass Kolomija das Ziel war, ein Stück voraus zu fahren und dann zu signalisieren, wohin die beiden fahren sollten. Winkend verabschiedeten sich die beiden Abenteurer und Martin sagte später nicht nur einmal zu Ratri: „*Wer hilft schon in Deutschland einem Ukrainer, der mit einer Karte vor einem Wegweiser steht?*“

In Snjatin machten die beiden eine kurze Pause. Der Himmel war nun wieder bedrohlich schwarz und Wolken jagten mit hoher Geschwindigkeit tief über die Gebäude der Stadt und die Lenin-Statue im Zentrum. Hier waren die Karpaten mit ihrer Einsamkeit und Ursprünglichkeit weit weg, und bunte Geschäfte und Reklametafeln säumten die Hauptstraße. Wieder wurden die beiden angesprochen, dieses Mal von einem gut gekleideten Mann, der ausgezeichnet Deutsch sprach. Martin konnte

sich des Eindrucks nicht erwehren, den Prototypen eines Mafiosi vor sich zu haben, aber hier ging es scheinbar nur um etwas Konversation und die übliche Neugierde, warum in aller Welt zwei Deutsche auf Motorrädern durch die Ukraine fahren. Nachdem die meisten Fragen beantwortet waren, verabschiedete sich die nun zu einer kleinen Gruppe angewachsene Schar Menschen, und Ratri und Martin setzten ihre Fahrt nach Osten fort. Sie wollten an diesem Tag bis kurz vor die Grenze nach Rumänien fahren und diese dann morgen in aller Ruhe überqueren. Deshalb hatten sie die Idee entwickelt, auch um die große Stadt Černivci zu umgehen, hinter Snjatin nach Süden abzubiegen, um auf einer Straße zweiter Ordnung, wie sie schon vorher viele gefahren waren, nach Storožinec' zu gelangen.

Erst einmal gerieten sie aber in die nächste Kontrolle der GAI, die schärfste von allen, die sie erdulden mussten. Der streng blickende Uniformierte ließ sich Pässe und Fahrzeugpapiere zeigen und wie immer die Route erklären, war damit aber scheinbar nicht zufrieden, und übergab den Vorgang einem Kollegen. Dieser fing noch einmal von vorne an und erweiterte das Prozedere auf die Einreiseformulare, die Zolldeklaration, die grüne Versicherungskarte, den EU- und internationalen Führerschein und schließlich die Police der ukrainischen Krankenversicherung. Diesen letzten Trumpf, wahrscheinlich hatte er nicht damit gerechnet, dass Ratri und Martin ein Dokument mit sich führten, das eigentlich nur für das Konsulat notwendig war, und ohne das sie das Visum nicht in ihren Pässen gehabt hätten, blickte er sehr angestrengt einige Minuten lang an. Es war offensichtlich, dass er kein Englisch lesen konnte und

schlussendlich gab er auf, alle Papiere an die beiden Abenteurer zurück und wünschte ihnen kurz angebunden einen guten Tag.

Nach einigen Kilometern gelangten Ratri und Martin an die Kreuzung nach Storožinec´ und fuhren Richtung Süden. Die Straße führte durch ein kleines Dorf und nahm schnell wieder den Karpaten-Charakter an, den sie dachten hinter sich gelassen zu haben. Es folgten geschotterte Abschnitte und schließlich ging die Straße in eine Piste über, die stellenweise nur aus einem schlammigen, lehmigen und mit Pfützen übersäten Naturpfad bestand.



Ab und an wühlten sich Autos und Lastwagen durch das schwere Gelände und fügten den unzähligen eine weitere Spur hinzu. Einige Male hatte Martin auch Ratri

Diversion durch solche Abschnitte gefahren, als es ihn selbst erwischte. Zunächst rutschte das lehmig verklebte Hinterrad seiner Freewind bei Schrittgeschwindigkeit in einem Wasserloch weg, dann Martins Fuß bei dem Versuch, die ganze Fuhre abzustützen, und er lag laut fluchend im Schlamm. Der Schaden war gering, der linke Koffer musste ab jetzt von Spanngurten gehalten werden, weil das Schloss, schon vorher unangenehm durch Spiel aufgefallen, einfach abbrach, ein Umstand, der bei hochwertigen Gepäcksystemen und einem Umfallen auf weichem Untergrund nicht vorkommen durfte. Der Motorrad-Abenteurer selbst war zum einen sauer wegen des defekten Koffers (Materialschwäche war etwas, das es in seinen Augen nicht geben durfte) und außerdem stark in seinem Stolz verletzt. Er redete sich immer wieder ein, dass ein echter Motorrad-Abenteurer so etwas einmal erlebt haben musste, und dass eine lehmige Schlammplaste in der Ukraine ein guter Ort sei, um umzufallen. Aber er kam auch immer wieder zu dem Ergebnis, dass es einfach klüger gewesen wäre, die Pfütze zu umfahren, anstatt mit einem beladenen Motorrad mit Straßenreifen mitten durch zu wollen.

Etwa 20 Minuten später fuhren Ratri und Martin wieder auf der großen Straße Richtung Černivci, das sie so gerne umgangen hätten, zeigte es doch sogar auf ihrer 1:1,2Mio Karte beträchtliche Ausmaße. Der Moloch aus hupenden Autos und Oberleitungsbussen verschlang die beiden binnen Sekunden, und sie wurden völlig orientierungslos durch die Stadt gespült. Martin versuchte sich an großen Kreuzungen möglichst rechts zu halten, um auf die Straße nach Süden zu gelangen. Zu allem Unglück fing es jetzt wieder an zu regnen, und die Kopfsteinpflaster

verwandelten sich in gefährliche Rutschbahnen. Die erste Möglichkeit zu stoppen nahmen die beiden wahr und beratschlagten, was zu tun sei, aber es fiel ihnen nichts weiter ein, als der Straße zu folgen und nach einem Hotel mit bewachtem Parkplatz Ausschau zu halten. Es war tatsächlich die Straße nach Rumänien, auf der sie fuhren, und einige Kilometer weiter entdeckten sie ein buntes, gepflegt aussehendes Motel mit großem Parkplatz. Sie hatten gerade die Motorräder abgestellt, als ein kleiner, fatter Mann aus dem Motel kam und ihnen in gebrochenem Deutsch erklärte, die Freewind sei zu schmutzig, um hier zu stehen, und dass sie das Fahrzeug erst einmal waschen lassen sollten, danach könnten sie im Motel wohnen. Bei Fragen wie „*was kostet das Zimmer?*“ oder „*ist der Parkplatz bewacht?*“ verließen den Mann mit dem Kugelbauch die Deutschkenntnisse, und er stammelte etwas von Mihail, der schon aufpasse.

Frustriert fuhren Ratri und Martin zurück Richtung Zentrum und suchten eine Waschanlage. Den Schlamm vom Motorrad zu spülen erschien Martin unabhängig von dem Gerede des schmierigen Gesellen, der wahrscheinlich keine Lust hatte, ein schmutziges Motorrad zu klauen, eine gute Idee zu sein. Wenige hundert Meter weiter befand sich tatsächlich eine Waschanlage, und für 12 Ukraine-Dollar wanderten etliche Chips in den Hochdruckreiniger und die Freewind wurde akribisch gereinigt. Martin deutete dem jungen Mann, auch ihn und seine schlammige Regenkombi abzusuchen, und nach mehrfacher Nachfrage und anfänglichem Zögern war der Abenteurer genau so sauber wie sein Motorrad. Ratri fragte nach einem Hotel und bekam eine Skizze auf einem Stück Papier und die

aufmunternden Worte „*big hotel*“ mit auf den Weg, dann machten sie sich auf die Suche.

Nach drei weiteren Nachfragen, ein Passant antwortete zwar auf Martins Frage „*do you speak English?*“ selbstsicher mit „*yes*“, brauchte dann aber über eine Minute um auf das Wort „*left*“ zu kommen, standen die beiden Abenteurer vor dem Intourist Hotel ‚Cheremosh‘, einem typischen Betonbau der Sowjetzeit. Sie zogen erst mal ihre Regenkombis aus, um nicht tropfend und triefend in die Eingangshalle gehen zu müssen, dann trat Ratri durch die große Tür in den hohen Saal voller Marmor und Messing. Die Dame an der Rezeption musterte sie zurückhaltend und unsicher und fragte zunächst in sehr gutem Englisch, woher Ratri denn komme. Durch die Antwort „*Germany*“ waren größere Verdachtsmomente ausgeräumt, andererseits hatte sie so seltsam gekleidete Deutsche wohl noch nie gesehen, was ihr einen herzlichen Empfang unmöglich machte. Ein Doppelzimmer sollte 60US\$ kosten, ein bewachter Parkplatz (natürlich gab es keinen Motorradtarif, aber auf einen Parkplatz würden schon zwei Motorräder passen) zusätzlich 6US\$. Ratri, etwas erschrocken über die sehr westeuropäischen Preise, beratschlagte sich dann draußen vor der Tür mit Martin. Der befand, wenn man es umdrehe, sei es ein faires Angebot, 6US\$ für das Zimmer und ein bewachter Parkplatz sei hier auf jeden Fall 60US\$ wert. Ratri teilte der Dame an der Rezeption den Entschluss mit, und so durften die beiden auf den Parkplatz fahren.

Der Parkwächter, ein Mann im Kampfanzug und mit etlichen Goldkronen im Mund, war sichtlich aufgeregt

über seine ungewöhnliche Kundschaft. Er öffnete das Tor und deutete den beiden, Diversion und Freewind gleich bei ihm vor das Häuschen zu stellen und nicht auf die markierten Parkflächen zu fahren. Ratri und Martin verzichteten auf die Bremsscheibenschlösser und das große Kettenschloss, Martin ließ sogar die Gepäckrolle mit Zelt und Schlafsack auf dem Motorrad. Es begann neuerlich stark zu regnen, und so waren die beiden froh, dass ihnen der Parkwächter beim Hineintragen ihres Gepäcks half. An der Rezeption zahlten sie im voraus und bar, die Dame wünschte es so, und erledigten die Formalitäten. Ihr Gepäck wurde auf einen großen Wagen geladen und zum Zimmer gebracht, der Page erzählte ihnen dabei, dass er bei der Roten Armee in Deutschland stationiert war und dass Deutschland sehr „*dóbryj*“, also gut, sei.

Das Zimmer war geräumig, gut ausgestattet, sauber und versprühte den Charme der 1970er Jahre. Im Nachttisch eingebaut befand sich ein prähistorisch anmutendes Radio, und darauf stand ein kleines, rotes Telefon, das Martin an ein Kinderspielzeug erinnerte. Sahen die beiden Abenteurer aus dem Fenster des 11. Stocks, bot sich ihnen eine Aussicht auf einen kleinen Park und eine dahinter liegende Plattenbausiedlung, wie aus einem der unzähligen Fernsehberichte über die Staaten der GUS. Nach einem heißen Bad und dem vergeblichen Versuch, die letzten Reste zähen Schlammes von ihren Stiefeln zu waschen, verließen die beiden ihr Zimmer und fuhren mit dem Fahrstuhl in die große Eingangshalle. Dort trafen sie überwiegend auf gut gekleidete Geschäftsleute in Begleitung gut aussehender, junger Damen in teuren Kleidern. Die Dame an der Rezeption musterte sie, nun

in Straßenkleidung, erfreut und lächelte sie an. Sie war sich nun wohl endgültig sicher, dass mit den beiden Motorrad-Abenteurern alles stimmte, da sie auch ‚normal‘ aussehen konnten. Das Motorrad als Freizeitgerät war in der Ukraine weitestgehend unbekannt und den Einheimischen fehlte jegliches Verständnis dafür, warum zwei Deutsche, die bestimmt genug Geld hatten, sich ein Auto zu leisten, damit herumfahren.

Ratri und Martin gingen auf die andere Straßenseite ein Bier trinken. Hier reihte sich Lokal an Lokal, und Lebensmittelgeschäfte waren auch reichlich vorhanden. An den Tischen saßen überwiegend junge Menschen, die sich die angenehmen Dinge des Lebens leisten konnten. Jeder hatte ein Getränk vor sich und meist lag neben den unvermeidbaren westlichen Zigaretten und dem Autoschlüssel ein Mobiltelefon. Zwischen den Tischen fuhren Soldaten, die ihre Beine wahrscheinlich bei einer Minenexplosion in Afghanistan oder Tschetschenien verloren hatten, auf Rollbrettern umher und bettelten. Die Gegensätze waren hier in Černivci, ganz anders als in der ländlichen Karpatenregion der vorherigen Tage, sehr groß und teils abstoßend. Gewinner und Verlierer der neuen Zeit, der Zeit seit dem Zerfall der Sowjetunion, lebten hier auf engstem Raum zusammen.

Die Abenteurer beschlossen, in einem der Geschäfte noch einige Flaschen Bier zu kaufen und sich dann an der Brathähnchenbude, die sie vor dem Hotel entdeckt hatten, zu versorgen. Die Aussicht auf Hähnchen und Bier im 11. Stock des ‚Cheremosh‘ als Abschiedsabend in der Ukraine gefiel ihnen außerordentlich gut, und so

setzten sie ihren Plan in die Tat um. Wieder im Hotel schien sie und ihre Motorräder das gesamte Personal zu kennen. Ohne die Zimmernummer zu nennen, bekamen sie ihren Schlüssel und der Page, der den Liftknopf bedienen durfte, rief aufgeregt „*Yamaha! Suzuki!*“. Ratri und Martin genossen nach diesem ereignisreichen Tag die Ruhe im Hotelzimmer und ließen, schmatzend an ihrem Hähnchen kauend, die Tage in der Ukraine Revue passieren. Und sie begannen, sich auf Rumänien zu freuen, auf Maramureş, Bukowina, Transsilvanien, auf eine romanische Sprache und lateinische Buchstaben.

Der 15. Tag der Reise begann für die beiden Abenteuerer früher als erwartet, als das rote Telefon auf dem Nachttisch schrill klingelte. Martin schnellte, abrupt aus dem Schlaf gerissen, hoch und meldete sich zögernd. „*This is reception calling*“ sagte eine Frauenstimme unsicher und legte dann auf. Nachdem sich die beiden von diesem Schreck erholt hatten, das Telefon war wirklich sehr laut und schrill, räkelten sie sich und bereiteten sich auf das Auschecken vor. Auf dem Parkplatz fanden sie ihre Motorräder in tadellosem Zustand vor. Der Wächter hatte wahrscheinlich kein Auge davon gelassen. Auch jetzt standen einige Leute um Diversion und Freewind herum und diskutierten. Beide waren vom Pfleger trocken gewischt worden, über der Sitzbank von Martins Straßenenduro lag sogar der Pullover des Aufpassers. Er hatte beide verwöhnt wie Pferde, die man einem Stallmeister anvertraut. Martin und Ratri waren gerührt von soviel Fürsorge und bedankten sich mit einem Trinkgeld, ehe sie Cernivci Richtung Rumänien verließen.

## **Durch Bukowina und Maramureş**

Nach wenigen Kilometern auf einer breiten und wenig befahrenen Straße näherten sich Ratri und Martin der Grenze nach Rumänien. Sie fuhren langsam auf einen riesigen Zaun zu, vor dem auf der ukrainischen Seite eine wartende Menschengruppe und hinter dem im Grenzgebiet Uniformierte standen. Diese öffneten ein Tor und die beiden Abenteurer fuhren hindurch, hinter ihnen folgten einige der Wartenden, dann schloss sich der nach wie vor relativ eiserne Vorhang wieder. An einem ersten Posten mussten sie sich registrieren lassen und bekamen eine Art Bearbeitungsnummer. Der junge Soldat scherzte über Ratri's zweiten Vornamen, der ihn wohl an eine ehemalige Praktikantin eines amerikanischen Präsidenten erinnerte. Die Stimmung der Uniformierten war in Anbetracht des trostlosen Ortes ihres Dienstes sehr gut und den beiden wurde klar, dass es wesentlich schneller gehen würde aus der Ukraine auszureisen, als herein zu kommen.

Sie reihten sich in eine kurze Warteschlange ein, beobachteten das scheinbar völlig willkürliche Kommen und Gehen der einzelnen Grenzer, dann wurden sie von einer Frau heran gewunken. Sie begutachtete kurz die Pässe, dann zeigte sie an, mit ihr in die Baracke zu kommen. Eilig stellten die beiden die Motorräder ab und folgten. Als sie gerade die Zolldeklaration herausholten, hörten sie von außerhalb einen kräftigen Schlag. Martin war sofort klar, was passiert war, ein Windstoß hatte die Freewind, deren Seitenständer nicht gerade eine Glanzleistung japanischer Ingenieurkunst war, einfach umgerissen. Mit vereinten Kräften wurde das schwer

bepackte Motorrad aufgehoben, glücklicherweise hatte dieser Umfaller, obwohl auf hartem Untergrund, keinen Kratzer hinterlassen. Das restliche Prozedere ging schnell vonstatten, lediglich die Devisen in Form von Dollar-traveller-cheques wollte die Frau noch sehen, dann hatten die beiden ihren Ausreiseschein in Händen.

Die Schranke öffnete sich und der Einreise nach Rumänien stand nichts mehr im Weg. Die rumänische Seite der Grenze empfing die beiden Abenteurer mit bunten Fahnen und lateinischen Buchstaben, die ihnen fast ein wenig das Gefühl gaben, zurück zuhause zu sein. Die Abfertigung im Zoll dauerte keine 10 Minuten und wurde durch eine nette Plauderei auf Deutsch über die Anzahl der Zylinder der Motorräder, das Digitalinstrument der Freewind und den bevorstehenden Beginn der Fußball-Weltmeisterschaft noch verkürzt.

Am späten Vormittag fuhren Ratri und Martin nach Siret hinein. Rumänien erschien ihnen weit weniger abenteuerlich als in mancher Quelle beschrieben, ein wenig wie ein östlich gelegenes Italien. Ein Lebensmittelgeschäft hieß hier wieder ‚magazin alimentar‘ und eine Bank ‚bankă‘, die Aussprache war etwas weniger vertraut, aber die beiden fühlten sich nicht so fremd wie in der Ukraine. Da es ein Freitag war, bestand die erste Aufgabe darin, Bargeld in Landeswährung zu beschaffen, bevor die Banken schlossen. An der ersten, die sie sahen, hielten sie an, und Martin ging mit dem Vorsatz, einen traveller cheque zu wechseln, hinein. Die Frau am Schalter sah sich das angebliche Zahlungsmittel lange an, holte dann ihre Kollegin, die dann den Kollegen der beiden holte.

Ergebnis der lebhaften aber etwas verschämt geführten Diskussion war, den Filialleiter zu konsultieren, der dann beschloss, dass sie so etwas nicht einlösen konnten, und dass die Nationalbank für solche Spezialfälle sicherlich besser gerüstet sei. Schließlich wurde der Wachmann der Bank beauftragt, mit Martin zur Nationalbank zu gehen, damit man ihm dort helfen konnte.

Martin war über soviel Hilfsbereitschaft hochofret, war es in Deutschland doch erste Pflicht eines Dienstleisters, drohende Aufträge abzuwenden und potentielle Kunden möglichst ohne großen Aufwand wieder loszuwerden. Hier bemühte man sich zunächst und war dann auch noch bereit zu helfen, wenn man eigentlich schon nicht mehr zuständig war. Martin ging an der Seite des Wachmanns schnellen Schrittes Richtung Stadtmitte und kam dabei an Ratri vorbei, die angesichts der uniformierten Begleitung Martins etwas weniger begeistert war. An der Nationalbank angekommen sah Martin einen Bankomaten im Eingangsbereich und entschied sich, diesen zu benutzen. Die Benutzerführung des Gerätes erfolgte in Englisch, und Martin befand eine Option, die sich ‚quick cash‘ nannte, für tauglich sein Problem zu lösen. Wenige Sekunden später hielt er stolz einen 10.000 Lei Schein in Händen und zeigte ihn triumphierend seinem Begleiter. Dieser schaute etwas verdutzt und versuchte dann zu erklären, dass die abgehobene Summe eventuell etwas klein sein könnte. Martin lernte, dass 1€ zu diesem Zeitpunkt etwa 35.000 Lei entsprachen und er somit gerade zu den international üblichen Gebühren 30 Cent abgehoben hatte. Etwa zwei Minuten später ächzte Martins Reiseporremonnaie unter der enormen Ausdehnung von

3.000.000,00 Lei, in Worten drei Millionen. Per Handschlag verabschiedete sich der Wachmann, als die beiden wieder bei Ratri und den Motorrädern angekommen waren, und Martin hatte die erste Geschichte aus Rumänien zu erzählen und wie hilfsbereit die Menschen waren.

Nur wenig später, in Rădăuți, durften Ratri und Martin die nächste Geschichte rumänischer Hilfsbereitschaft gegenüber Fremden erleben. Es war ihnen trotz mehrfacher Versuche nicht möglich, die Straße nach Südwesten Richtung Cîmpulung Moldovenesc zu finden. Einmal dachten sie den Weg gefunden zu haben und holperten auf einer schlaglochübersäten Piste durch Schafweiden. Martin begann schlechte Laune zu bekommen, hatte er doch gehofft, Straßen zweiter Ordnung seien in Rumänien eher befahrbar als in der Ukraine. Außerdem nervte ihn ein sehr starker Seitenwind, der die beiden Motorräder auf schnurgerader Straße in großer Schräglage fahren ließ. Bald merkten die beiden Abenteurer, dass sie unmöglich auf der richtigen Straße seien konnten und fuhren wieder nach Rădăuți. Dort fragten sie eine Frau nach dem Weg und waren gerade mit einem angeregten Erklärungsversuch beschäftigt, als ein Auto anhielt und ein junger Mann fragte: „*Wo wollen Sie denn hin? Setzen Sie sich in Ihre Motorräder und ich zeige es Ihnen!*“ Wenige Minuten später fuhren die beiden auf einer ordentlichen Straße Richtung Südwesten und waren sich darüber einig, dass es auch in Rumänien keine Probleme geben würde.

Martins Stimmung stieg sogar noch weiter, als die Sonne ein wenig herauskam, so langsam hatte er den Regen und

die ständigen Schutzmaßnahmen dagegen satt. Beide genossen die Fahrt durch die Bukowina, die wunderbare, sanfte Landschaft und die kleinen, beschaulichen Dörfer. Zum ersten Mal seit Tagen kam so etwas wie Fahrspaß im mitteleuropäischen Sinn auf, als sie über die kurvenreiche Landstraße sausten, ohne ständig auf der Hut vor unangenehmen Überraschungen sein zu müssen. Viel Freude bereiteten den beiden Abenteurern auch die Schilder mit lateinischen Buchstaben, die eine schnelle Orientierung plötzlich wieder sehr einfach machten. Der erste Eindruck von den Zuständen im Land war ebenfalls überaus positiv. Vieles kam den beiden fröhlicher und bunter vor als in der Ukraine, vieles war in besserem Zustand und drückte nicht eine ohnmächtige Resignation aus. Die Menschen hatten generell weniger Berührungängste und wirkten besser gelaunt, als wäre ihre Last des Alltags nicht so groß, wie die der Ukrainer.

Auf dem Pasul Ciumîrna machten sie eine kurze Pause und genossen die Landschaft, als sie von einer Gruppe rumänischer Ausflügler angesprochen wurden. Die Kinder wollten sich gerne mit den beiden Motorrädern fotografieren lassen, und die Mutter fragte um Erlaubnis. Sie sprach ausgezeichnet Deutsch, und während die Kinder vor Diversion und Freewind posierten und zahlreiche Male abgelichtet wurden, erklärte Martin ihr ihre Tour, die ‚Transkarpaten 2002‘. Spontan lud die Frau die beiden Motorrad-Abenteurer zu sich nach Timișoara ein, wo 1989 die Revolution gegen Ceaușescu losgebrochen war, von der nie geklärt werden konnte, ob es sich um einen heroischen Aufstand eines freiheitsliebenden Volkes oder einen gesteuerten Umsturz der Kommunisten gegen einen selbstherrlichen

und augenscheinlich verrückt gewordenen Diktator gehandelt hatte. Die Frau betonte mehrfach, dass sie in Timișoara, also in Ungarn lebten, ein Umstand, der Martin zu diesem Zeitpunkt gar nicht auffiel, da er sich noch zu wenig mit dem Vielvölkerstaat Rumänien und seinen inneren Konflikten beschäftigt hatte. Wenig später begriff er, dass sowohl Ungarn als auch ungarisch stämmige Rumänen seit der Friedenskonferenz von Trianon 1920 mit ihrem Schicksal haderten, ebenso die Bewohner der Moldau, der Bukowina und wahrscheinlich noch viele mehr, betrachtete man auch die Folgen des zweiten Weltkriegs. Während dieses Gespräch in der für Martin hochehrwürdigen Einladung gipfelte wurde Ratri durch ein Familienmitglied, das in die USA ausgewandert war, in weniger erfreulicher Weise mit religiösen Weisheiten und Wahrheiten konfrontiert. Es schien, als handele es sich um einen sehr penetranten Vertreter einer mehr oder weniger merkwürdigen Sekte. Merkwürdig und penetrant genug auf jeden Fall, um die beiden Abenteurer auf einen Besuch in Timișoara verzichten zu lassen. Eine Entscheidung, die ihnen nicht leicht fiel.

Weiter im Südwesten, der Tag begann sich schon dem Abend zu neigen, entdeckten Ratri und Martin auf dem Pasul Mestecăniș ein Gasthaus mit einigen kleinen Holzhütten dahinter, die offensichtlich zu vermieten waren. Martin wollte sich die Hütten näher ansehen, wurde aber von einem großen, laut bellenden, schwarzen Hund davon abgehalten. Also betrat er das Gasthaus und fragte dort nach den Bungalows, die der Wirt ihm gerne vermieten wollte. Der Preis betrug 150.000 Lei für eine Hütte, also gerade einmal 5€. Der Mann sprach etwas

französisch, allerdings so schlecht, dass es die Kommunikation nicht unbedingt einfacher machte. Martin vergewisserte sich, dass die Hunde, insbesondere der „*grand noir*“, ungefährlich waren, dann fuhren Ratri und Martin vor die Hütten und suchten sich ‚ihre‘ aus.

Das Abendessen war reichlich und wohlschmeckend, es gab mal wieder Huhn, allerdings ohne Beilage. Aufgrund eines sprachlich bedingten Missverständnisses hatten die beiden Abenteurer ihre Beilage als separaten Gang bestellt und waren, als dieser serviert zu werden drohte, schon ausreichend satt, so dass sie ihn abbestellten. Schlussendlich reichte die Zeichensprache aber sogar für einen riesigen Schnaps, dessen Auswirkungen Ratri veranlassten, einen aufkommenden Schluckauf durch eine Kerze, also eine körperliche Übung, bei der sie ihre Beine hoch in die Luft streckte, zu bekämpfen.

Zu diesem Zeitpunkt war der Raum leer, anderenfalls hätten die Gäste aber allenfalls gelächelt. Später gesellten sich einige Einheimische zu den beiden exotischen Gästen, ohne sie aber anzusprechen. Im Fernsehen liefen Nachrichten, und Ratri und Martin sahen die Auswirkungen der starken Regenfälle in den Bergen, deren Zeuge sie in den letzten Tagen geworden waren. Einige Teile Rumäniens, insbesondere weiter im Osten, nahe und in der Region Moldau, kämpften demnach mit schweren Überschwemmungen, was Martin zum Gebrauch des Wortes ‚Desaster‘ veranlasste.

Dieses scheinbar auch in der rumänischen Sprache bekannte Wort griff ein augenscheinlich betrunkenen Mann am Nachbartisch auf und begann einen lautstarken

Monolog zu halten. Obwohl sie der Sprache nicht mächtig waren, verstanden die beiden Abenteurer den Inhalt seiner Rede, deren sinngemäße Übersetzung etwa „*ihr redet von Desaster, bei uns ist das normal*“ hätte lauten können. Die beiden spürten, dass ihnen dieser Mann nicht unbedingt mit Sympathie begegnete, sondern in seinem Zustand der Frustration über sein Land und Dasein freien Lauf ließ. Da ihn aber sonst niemand beachtete, geschweige denn mit in seine Rede einstimme, maßen sie diesem Ereignis wenig Bedeutung zu, nahmen jedoch zur Kenntnis, dass auch Rumänien natürlich kein Land voller ausschließlich glücklicher Menschen war. Ratri ging bald zu Bett, Martin blieb noch eine Weile am Tisch sitzen, trank Bier und sah sich mit einer stetig wachsenden Menschenmenge einen Boxkampf im Fernsehen an. Um genau zu sein einige Vorkämpfe, kurz bevor der Nationalheld Rumäniens in den Ring stieg ging auch er schlafen, was bei allen anderen Anwesenden auf völliges Unverständnis stieß.

Am ersten Tag des Juni 2002, dem 16. Tag ihrer Reise, geschah etwas Unvorhersehbares, die Sonne schien. Ratri und Martin hatten sich bereits am Vorabend entschlossen, eine weitere Nacht auf dem Pasul Mestecăniș zu bleiben und an diesem Tag eine Rundfahrt durch die Maramureș zu unternehmen. Nach einem Milchkaffee brachen sie auf, nachdem sie der Mutter des Wirtes klar gemacht hatten, dass sie noch einmal wiederkommen und noch einmal in der Hütte schlafen wollten. Sie fuhren durch die liebliche Landschaft der Bukowina über den Pasul Prislop, der die Grenze zur Maramureș darstellte, an der Vișeuil entlang nach Borsa. Borsa selbst war eine zur Touristenhochburg erkorene

Stadt. Es gab den Versuch, eine entsprechende Infrastruktur zu schaffen, und dieser Versuch war kläglich gescheitert. Was blieb waren Nachtclubs, Bars, Kneipen und herumhängende Jugendliche, scheinbar ohne Perspektive. Borsa war der lebende Beweis dafür, wie falsch es ist, Jahrhunderte alte, gewachsene ländliche Strukturen aufzubrechen. In allen Dörfern, in denen drei Generationen auf Pferdekutschen auf die Felder fuhren, hatte nie eine Horde fußballspielender Halbstarker vor den beiden Abenteurern ausgespuckt, hatten keine verwahrlost aussehenden Männer Steine aufgeklaut, hatte kein Kind auf einem Fahrrad lauthals schreiend eine Kollision mit den vorbeifahrenden Motorrädern provoziert. Dieser Ort war einfach kaputt, aus den Wurzeln gerissen, deplaziert im ländlichen Nordrumänien, ohne Perspektive, ohne Identität. Und mit ihm waren es seine bedauernswerten Einwohner.

Etwas weiter westlich von Borsa teilte sich die Straße, und Ratri und Martin begannen ihre Rundfahrt durch die Maramureş. Sie fuhren in das Iza-Tal hinein und folgten dem Fluss bis Sighetu Marmăției, dem ehemals jüdischen Shtetl Sighet. Auf ihrem Weg durch die Maramureş, dem Land der Bauern, kamen sie durch ursprüngliche Dörfer voller traditionellem Leben. Teilweise sahen die beiden Abenteurer alte Menschen in der seit Jahrhunderten verwendeten Kleidung der Bauern, Kleider aus dicken Stoffen und weiße Wollsocken mit darum geschnürten Lederlappen. Am meisten beeindruckt waren beide von der schönen Holzbauweise der Region. Kaum ein Haus oder Hof ohne eine prächtige oder auf seine Weise erhabene Eingangspforte zur Straße, eine Kirche prächtiger als die andere, neue

Klöster neben alten, verzierten Dorfbrunnen und filigran geschnitzte Schilder, die dem Reisenden ‚drum bun‘, einen guten Weg wünschten.

In Sighetu Marmăției betankten die beiden Abenteurer ihre Motorräder an einer der zahlreichen, modernen und gut ausgestatteten Tankstellen der Stadt. Martin musste daran denken, was er sich für Sorgen gemacht hatte, hier in der Wildnis Benzin zu finden. Da allerdings alle Tankstellen nagelneu waren, wäre diese Besorgnis noch wenige Jahre zuvor möglicherweise nicht unbegründet gewesen. Andererseits hatte sich auch bei den beiden Reisenden eine Menge verändert. Seit sie zuhause auf dem Sofa Reiseführer gewälzt und sich Notizen gemacht hatten, waren nicht nur einige Wochen sondern auch 3.000km vergangen, 3.000km, die auch durch die Ukraine geführt hatten. Ratri und Martin stellten zum ersten aber nicht zum letzten Mal fest, dass es immer darauf ankommt, von welcher Seite man sich einem Land nähert. Fährt man von Ungarn nach Rumänien ist das Land arm, trist und kaputt. Kommt man aus der Ukraine freut man sich über Luxus, Infrastruktur und Heiterkeit.

Hinter Rona de Jos, nun im Tal der Vișeu, fanden die beiden hungrigen Motorrad-Abenteurer tatsächlich den im Reiseführer beschriebenen Grillimbiss. Insgesamt musste Martin lobend konstatieren, dass die Informationen im Buch ‚Die rumänischen Waldkarpaten‘ von Schneeberger und Lange sehr gut recherchiert und an Details nicht zu übertreffen waren. In einem Wald hatte sich ein engagierter Unternehmer eine Existenz geschaffen, in dem er eine Grillgastronomie samt Wohnhaus errichtet hatte. Der Speiseplan umfasste alle

Sorten Fleisch und natürlich die typisch rumänischen, sehr schmackhaften micis, Hackfleischröllchen mit Knoblauch, von denen drei oder vier ausreichten, einen erwachsenen Menschen zu sättigen. Mit Brot und Senf als Beilage serviert lag der Preis für so ein mici bei etwa 1.000 Lei, also 3 Cent, und vereinte so Rumänen und mitteleuropäische Touristen, wobei letztere sich fragten, wie ein solcher Preis zustande kommen konnte, wo nicht gehackte Fleischgerichte doch für Rumänen nahezu unerschwinglich waren.

Die Rückfahrt durch das Vișeu-Tal wurde für Ratri und Martin wegen des nun wieder einsetzenden Regens und der nassen Straßen sehr anstrengend und kalt. Vor allem auf dem Paul Prislop froren die beiden trotz ihrer guten Kleidung erbärmlich und hielten nur kurz an. Nach etwa 300km und 9 Stunden kamen sie zurück zu ihrer Unterkunft, die freudig erwartete, heiße Dusche musste allerdings entfallen, das Wasser war eiskalt. Dafür durften sich die beiden Abenteurer an einem außerordentlich schmackhaften Abendessen erfreuen, bestehend aus Ciorbă de burtă, einer Kuttelsuppe, mămăligă mit Schafskäse, einer Art rumänischen Polenta und natürlich micis. Dazu gab es Salat und einige Flaschen Bier der Marke Ursus, das an diesem Abend allerdings keine Bärenkräfte verlieh, sondern Ratri und Martin lediglich sehr müde machte. Unter dem Eindruck des Wetterberichts, der ausschließlich Regen ankündigte, gingen die beiden früh zu Bett und schliefen tief und fest.

## **Transsilvanien**

Am Morgen des 17. Tages der Reise beschlossen Ratri und Martin trotz trügerischen Sonnenscheins nicht dem kompletten Karpatenbogen nach Osten zu folgen, sondern wegen des Wetters durch das transsilvanische Becken nach Süden abzukürzen. Martin war schon reichlich frustriert vom vielen Regen, und da das schlechte Wetter von Westen kommend sich an den Karpaten staute, kam ihm diese Idee sehr vielversprechend vor.

Die Straße nach Vatra Dornei war wunderschön und schlängelte sich mit der Bistrița das Tal entlang. Bei prächtigem Wetter folgten die beiden ihrem Weg Richtung Südosten und umfuhren die Muntii Bistriței bis zum Stausee Lacul Izvorul Muntelui. Ratri und Martin fanden die Landschaft sehr beeindruckend, das Wetter allerdings auch. Dunkle Wolken bauten sich auf, schwarz und hoch in den Himmel ragend. Dann setzte Regen ein, zunächst leicht, dann immer mehr bis hin zu prasselndem Niederschlag durchmischt mit Hagel.

Kilometer um Kilometer kämpften sich die beiden Abenteurer über die kurvenreiche Strecke am Stausee entlang, teilweise schleichend langsam hinter schnaufenden, rußenden Lastwagen und Bussen fahrend. Als sie einen Zeltplatz mit Holzhütten passierten, wurde Martin, des Regens nun endgültig überdrüssig, schwach und wollte trotz der Tatsache, dass erst Mittag war, anhalten und eine Zuflucht suchen. Ratri konnte ihn allerdings überzeugen, weiter nach Süden zu fahren statt sich der regenreichen Tristesse hinzugeben und Trübsal

zu blasen. Martin stimmte letztlich zu, Flucht nach vorne hieß die Devise.

Bereits bei Bicaz ließ der Regen nach und bald lockerte die Bewölkung auf. Martin liebte das Gefühl, wenn seine Regenkombi an ihm trocknete und die Handschuhe vom warmen Fahrtwind gefönt wurden. Die Sonne glitzerte in den letzten Pfützen, und so kamen die beiden gut auf ihrem Weg nach Transsilvanien voran.

Kurz vor dem Lacul Roșu, einem Bergsee vor dem Pasul Bicaz, fuhren Ratri und Martin durch eine atemberaubende Schlucht, deren Wände steil an beiden Seiten der Straße aufragten. Ein Ort, der um so schöner war, da sie ihn gar nicht auf ihrer Route erwartet hatten und der auch nicht in ihrem kleinen Reiseführer verzeichnet war.

Hier trafen sie erstmals auf viele Ausflügler aus Bukarest und auch aus Ungarn, die in meist westeuropäischen oder japanischen Autos reisten und fast ausschließlich Videokameras bei sich trugen. Überhaupt nahm die ländliche Idylle bald ein Ende, als sie nach Transsilvanien hinein fuhren. Spätestens in Gheorgheni hatte sie das Rumänien der 1990er Jahre eingeholt, jenes traumatisierte, von Ceaușescu geschundene Land ohne Perspektive, das Dervla Murphy in ihrem Buch ‚Das wilde Herz Europas‘ beschrieben hatte. Eine triste Stadt, die sich grau fließend entlang einer Hauptstraße ausbreitete, mitten in einer weiten Ebene zwischen Pasul Bicaz und Pasul Bucin-Borzont. An der Kreuzung zwischen den Landstraßen 12, 12C und 13B, an einer Bahnlinie gelegen, eine Stadt mit vom Verfall bedrohter

Industrie, scheinbar ohne Daseinsberechtigung, ohne Vergangenheit und ganz sicher ohne Zukunft.

Ratri und Martin hatten gerade angehalten und diskutierten, ob sie ihre Regenkombis ausziehen sollten, als sie ein ungepflegter Mann auf Deutsch ansprach. Er erklärte ohne Umschweife, er leide unter Tuberkulose und brauche Geld, bettelte penetrant und ließ sich nicht abweisen.

Die beiden Abenteurer ergriffen die Flucht, zum einen wollten sie, so groß ihnen die Not auch erschien, zu keinem Zeitpunkt Geld geben, diesen Grundsatz hatten sie im Vorfeld der Reise gefasst. Zum anderen hatten beide auch kein Interesse, mit den Überträgern der Tuberkulose Bekanntschaft zu schließen. So schnell wie möglich fuhren sie am Bahnhofsgelände vorbei, an dem Obdachlose und Betrunkene auf den Straßen lagen. Ein Polizist schaute ihnen noch verwundert nach, dann waren sie aus der Stadt, die Martin vorkam wie ein Slum, heraus. Trotz der positiven Erfahrungen der vergangenen Wochen waren die beiden nach diesen Eindrücken froh, eine der stereotypen, blitzsauberen Tankstellen der Petrom-Kette vor der Stadt zu finden und hielten sich dort gerne eine kurze Zeit auf.

Auf dem Pasul Bucin-Borzont erlebten Ratri und Martin ein letztes Mal einen Hauch von Abenteuer, als sie sich überraschend mit einer gesplitteten und teilweise mit grobem Schotter belegten Straße konfrontiert sahen. Der Regen hatte wieder eingesetzt, hörte aber bald auf, und als sie den Pass überquerten, dampfte die Straße und verzauberte so die Landschaft. Hinter dem Pass begann

endgültig Transsilvanien, der Teil Rumäniens, in dem die Siebenbürger Sachsen gesiedelt hatten, und damit eine ganz andere Welt, immer noch die Karpaten, aber auch der industrialisierte Teil Rumäniens mit ganz anderen Wurzeln und vor allem einer ganz anderen jüngeren Geschichte. Hier war Ceaușescu präsent gewesen, Bukarest war nicht weit. Bis hier her hatte der lange Arm der Securitate gereicht, die mit eiserner Faust regiert und die die Maramureș nie gesehen hatte. Die Region war deutlich dichter besiedelt als der Norden, hatte mittlerweile ein sehr gutes Straßennetz zu bieten und im allgemeinen war Westeuropa einfach näher.

Hinter Sovata begann sich der ungarische Einfluss bemerkbar zu machen. Ortsschilder waren zweisprachig verfasst, so man Ungarisch denn für eine Sprache hält. Dass die Schilder deswegen doppelt so breit waren wie ihre einsprachigen rumänischen Verwandten, war allerdings eine Legende, die Martin zwar gerne geglaubt hätte, die aber nicht stimmte, wenn auch der eine oder andere Name zum Kopfschütteln anregte. Tatsächlich waren die ungarischen Wurzeln deutlich zu spüren, nicht nur bei der Einladung nach ‚Timișora in Ungarn‘, aber genau so die deutschen, osmanischen und einige andere, je nach dem wen die beiden Abenteurer fragten, oder wo sie sich gerade befanden. *„Aber wer sind denn eigentlich DIE Rumänen?“*, fragte Ratri später einmal, als sie in Sighișoara waren, und drückte damit das ganze Erstaunen der beiden aus, dass Rumänien ein Gebilde war, dass allgemein als ‚Vielvölkerstaat‘ bezeichnet wurde.

Es waren die Ungarn, die nach der Eroberung des von Drakern besiedelten Karpatenbeckens vor fast

1000 Jahren im 12. Jahrhundert deutsche Siedler von Rhein und Mosel, sowie den Deutschen Ritterorden holten. Und diese Deutschen, von den Ungarn ‚Sachsen‘ genannt, lebten sich ausgesprochen gut ein, ‚the eagle has landed‘, um die Hymne von Saxon zu gebrauchen, und bauten sieben eigentlich illegale Burgen. Nach diesen sieben Burgen, Hermannstadt, Mühlbach, Broos, Reußmarkt, Leschkirch, Schenk und Reps, nannten sie das Land ‚Siebenbürgen‘. ‚Land jenseits der Wälder‘ ist die korrekte Übersetzung von Transsilvanien, ‚Erdély‘ nannten es die Ungarn, ‚Waldland‘. In den Ohren von Ratri und Martin klang Transsilvanien allerdings nach unheimlichen Schlössern, Gruften und dem Meister der Dunkelheit, Bram Stoker’s Dracula.

Am Nachmittag führen die beiden Motorrad-Abenteurer auf Sighișoara zu, Schäßburg. Am Rand der kleinen Stadt sahen sie ein großes Schild, das für einen Campingplatz warb, allerdings war ein Friedhof alles, was sie fanden. *„Camping für immer“*, scherzte Martin lachend, *„oder für Vampire.“*

In diesem Moment hielt ein Kastenwagen am Straßenrand und heraus sprang Elena, eine kleine, sympathische Frau, und fing an, aufgeregt auf Deutsch auf die beiden einzureden. *„Brauchen Sie eine Unterkunft in Schäßburg? Wir organisieren das. Nein, wo der Zeltplatz ist, weiß ich nicht, aber kommen Sie doch mit. Wir wohnen auf der Burg, oben, auf der Schäßburg. Kommen Sie mit, wir organisieren das. Kommen Sie zu uns, kein Problem. Vielleicht können Sie auf der Burg wohnen oder vielleicht privat. Wenn Sie wollen, kann ich jemanden fragen. Kein Problem. Ach*

*übrigens, das ist Edi, mein Mann.*“ Edi nickte den beiden zu, lächelte und schwieg.

Ehe sich Ratri und Martin versahen, waren sie eingeladen worden, zogen sich zunächst noch die Regenkombis aus und folgten dann dem Kastenwagen durch eine Schranke den Berg hinauf bis in den Hof der Schäßburg, die imposant die Stadt überragte. *„Parken Sie ruhig, kein Problem“*, sagte Elena und fügte mit einem Fingerzeig und Augenzwinkern hinzu: *„Den beiden habe ich Bescheid gesagt, niemand wird etwas anfassen, kein Problem.“*

Die beiden Abenteurer folgten ihren Gastgebern auf alten, knarrenden Stufen in den ersten Stock eines Hauses im Hof der Schäßburg. Sie betraten die Wohnung von Elena und Edi und wurden der kleinen Enkeltochter vorgestellt. Martin freute sich, dass ihr Wunsch, Gäste einer rumänischen Familie sein zu dürfen, doch noch erfüllt wurde, und dass sie Gelegenheit haben würden, ihre Geschenke zu vergeben, Kinderspielzeug, bunte Gummibälle und Malstifte, die sie so weit hergebracht hatten. Das Kind strahlte die beiden an, holte einen kleinen Koffer hervor, öffnete ihn, nahm eine japanische Videokamera neuester Generation heraus und filmte die Gäste. Wenige Minuten später hatte es das Interesse verloren, und Martin war ein Stück weit desillusionierter als noch Minuten vorher.

Nachdem Elena den Gästen die Wohnung gezeigt hatte, bot sie an, ihre Schwester zu fragen, ob die beiden Motorrad-Abenteurer bei ihr wohnen könnten. Das sei zwar nicht ganz legal, weil es nun mal nicht erlaubt sei,

privat zu vermieten, aber, wie sie hinzufügte, „*in Rumänien muss jeder irgendwie überleben*“. Sie führte aus, ihre Schwester habe vorher noch nie an Gäste vermietet, aber das Haus sei halb leer und das Zimmer groß und hell, die Wohnung ruhig und das Bad habe Dusche und Badewanne. Ratri und Martin waren begeistert und stimmten zu, und nach kurzem Telefonat fuhr der Konvoi aus Kastenwagen mit Pilot Edi, sowie Diversion und Freewind aus der Schäßburg in die Stadt hinunter.

Maria war zwar Elenas Schwester, hatte aber sonst nichts mit ihr gemein, außer der außerordentlich freundlichen und herzlichen Art, Gäste zu empfangen. Sie war eine zurückhaltende, fast schüchterne Person von Mitte 40 und lebte alleine mit ihrer sechsjährigen, unehelich geborenen Tochter in einem halbfertigen, von ihren in München wohnenden, ehelichen Söhnen gebauten Haus. Sie sprach wesentlich schlechter Deutsch als Elena und vor allem sprach sie, zumindest mit den Gästen, überhaupt weniger. Wie Ratri und Martin später erfuhren, bezog sie aufgrund einer Erkrankung eine Frührente von 900.000 Lei, was etwa 28€ entsprach, und war somit auf den Ertrag aus dem eigenen Garten und die Funktionstüchtigkeit ihres Brunnens angewiesen, der allerdings lediglich Brauchwasser lieferte. Das Zimmer, das sie vermieten konnte, war in der Tat groß und hell, und das Bad erstaunte selbst die beiden deutschen Gäste. Somit war der Preis von 15€ pro Nacht für westeuropäische Verhältnisse günstig, für Maria war es ein Vermögen, bekam sie doch in drei Tagen mehr Geld als vom Staat in einem ganzen Monat. Die beiden Abenteurer waren hochzufrieden, hatten sie doch zum

ersten eine schöne Unterkunft, zum zweiten sogar eine in einer rumänischen Familie und zum dritten bekam das Geld jemand, der wirklich darauf angewiesen war.

Nachdem die Motorräder in der Garage geparkt waren und Ratri und Martin sich geduscht und umgezogen hatten, fuhren sie mit Elena und Edi, der lächelnd und schweigend stets Elenas Vorschläge in die Tat umsetzte, zurück zum Fuße der Schäßburg. Die beiden Reisenden hatten mehrfach nach guter, einheimischer Küche gefragt, bekamen jedoch lediglich immer wieder die Empfehlung, eine bestimmte Pizzeria zu besuchen. Pizza war in Rumänien zu diesem Zeitpunkt extrem angesagt und bedeutete so etwas wie internationales Flair und moderne Lebensweise. Nachdem sie sich bedankt und verabschiedet hatten, nicht ohne das Versprechen, in den nächsten Tagen noch einmal vorbei zu schauen, begannen sie ihre Erkundung von Schäßburg und der besagten Pizzeria.

Das Restaurant war, gemessen an dem, was sie die Wochen vorher besucht hatten, tatsächlich auf westeuropäisch üblichem Standard. Sie bekamen eine deutschsprachige Karte, die Auswahl war reichhaltig, die Bedienung zuvorkommend professionell und nicht unbeholfen bemüht, wie in den nördlichen Landesteilen oder in der Ukraine. Ratri und Martin wussten nicht, ob sie das als besonders erfreulich werten sollten, entschieden sich aber dagegen, so angenehm es auch war. Das Essen war gut und für deutsche Touristen ausgesprochen günstig, allerdings bestellte niemand an den Nachbartischen auch nur annähernd so viel, wie die beiden. Viele saßen bei einem Wasser oder einem Bier

lange da, einige aßen eine Pizza. Keiner aber ließ sich Vorspeise, Hauptgericht mit Salat, dazu Wein, Bier und Wasser kommen, gefolgt von Spirituosen und Kaffee.

Zum ersten Mal seit dem Besuch des Supermarktes in Martin drängte sich den Reisenden ein harter Gegensatz zwischen Angebot und Nachfrage auf, zwischen Anspruch und Wirklichkeit, zwischen Wollen und Können. Niemand betrachtete sie argwöhnisch, niemand nahm Anstand an ihren Bestellungen, niemand neidete ihnen, und doch merkten sie, schon aufgrund der Reaktion der Kellnerin, dass das, was sie taten, an diesem Ort nicht selbstverständlich war.

Etwas nachdenklich, aber trotzdem sehr zufrieden über die unerwartete Entwicklung des Tages, verließen sie das Restaurant und betrachteten die angestrahlte Schäßburg. Die Stadt gefiel ihnen auf Anhieb, nicht zuletzt wegen des freundlichen Empfangs, und so liefen sie gerne die 20 Minuten durch die Nacht, bis sie ihre Bleibe erreichten und ins Bett sanken.

Der 18. Tag der Reise durch die Karpaten begann mit einem Kaffee in Marias Küche. Ratri und Martin plauderten ein wenig mit ihrer Gastgeberin, natürlich auch über das Wetter. Draußen war es stark bewölkt, und langsam setzte feiner Nieselregen ein, was Martin schon wieder zu verzweifelterm Hadern mit dem Schicksal veranlasste. Armin meldete per SMS „*kälter und mehr Regen*“, Maria sprach sogar von Schnee in den hohen Bergen im Süden, dem Făgăraș-Gebirge, das zweifelsohne ein Teil der Karpaten war, was Maria aber nicht hören wollte. Scheinbar assoziierte sie mit

„Karpaten“ etwas Unzivilisiertes und Einsames. Als sie schon aufbrechen wollten, fragte Ratri Maria, ob sie die Wäsche der Abenteurer waschen könnte, natürlich war das kein Problem.

Dann begann der Ausflug zu dem Ort in den Karpaten, der gleichbedeutend mit der Heimstatt der Vampire ist, das Schloss des Königs der Nacht, Heimat von Graf Dracula, das Schloss Bran, zu deutsch die Törzburg. Auf einer bis auf eine endlose Baustelle ausgesprochen gut ausgebauten Straße fuhren Ratri und Martin durch den ständigen Regen nach Osten bis kurz vor den Karpatenknick. Dort zweigten sie nach Süden ab, um die große Stadt Braşov zu umgehen.

Wenige Kilometer weiter südlich lag Bran, ein unscheinbares Städtchen mit einem großen, gut erhaltenen Schloss. Leider gab es zwar einen bewachten Parkplatz, jedoch war dieser, wahrscheinlich wegen der Vorsaison, verwaist. Direkt am Fuße der Burg herrschte reges Treiben rund um eine Ansammlung von Souvenir-Ständen, die sich Dracula-Markt nannte. Zwischen den Buden parkten Autos, aber die Motorräder hier abzustellen, widerstrebte den beiden Abenteurern. Martin fragte an der Kasse, und die junge Dame gab ihm zu verstehen, dass sie direkt davor parken könnten, und dass die beiden Kassiererinnen ein Auge auf Diversion und Freewind haben würden. Zwei Bremsscheibenschlösser und ein Kettenschloss sorgten für die subjektive Sicherheit, und als die beiden Abenteurer ihre Helme und Tankrucksäcke noch beim Kartenabreißer abgeben konnten, waren sie vollends zufrieden und stapften erwartungsvoll den Hügel herauf zum Schlosstor.

Dracula folgte den Transsilvanien-Besuchern auf Schritt und Tritt und nichts war zu dumm, um nicht das Etikett zu bekommen. Es gab Dracula-Motels, Dracula-Hotels, Dracula-Bars, Dracula-Pizza und auf dem Dracula-Markt wirklich jeden erdenklichen Unsinn, auf dem genug Platz für das Wort ‚Dracula‘ war. Nur handelte es sich nicht, wie Ratri und Martin gedacht hatten, um Stoker's blutsaugenden Grafen in Gestalt von Max Schreck, Bela Lugosi oder Christopher Lee, sondern um das ‚historische Vorbild‘, unter dessen Eindruck Bram Stoker sich seinen Vampir ausgedacht haben soll.

Dieser historische Dracula, Vlad Țepeș, der Pfähler, Sohn des Vlad Dracul, was übersetzt Draculea hieß, war in den Zeiten Ceaușescus zum Nationalhelden erhoben worden. Zum einen stand er für so etwas wie Recht und Ordnung, da er das Land als Walachischer Fürst mit eiserner Faust und grausamen Bestrafungen regiert hatte. Zum anderen hatte er sich in den Schlachten gegen das osmanische Reich ausgetobt und war somit ein Symbol des Sieges des Okzident über den Orient. Auch Vlad Dracul wurden an allen erdenklichen Orten Denkmäler gesetzt, so auch auf dem Schlossberg von Schäßburg, wo er im Exil einige Jahre verbracht hatte.

Martin war etwas enttäuscht über die Tatsache, anstelle von Plastikgebissen mit ausladenden Eckzähnen, Pflöcken, Knoblauch, Kruzifixen und Vampir-T-Shirts lediglich Souvenirs mit dem Abbild eines zweifelhaften Schlächters zu finden, den er garantiert nicht mit sich herumtragen wollte. Und die Törzburg, das legendäre Schloss Bran, das Dracula-Schloss, hatte noch nicht

einmal etwas mit Vlad Dracul oder seinem Sohn Țepeș zu tun, zumindest war das historisch nicht belegt, und die beiden fanden dort auch keinerlei Erwähnung. Eventuell waren die Verweise auch lediglich einer politischen Säuberungsaktion zum Opfer gefallen, und das ‚neue Rumänien‘ wollte sich nicht mehr mit den Helden der Ceaușescu-Zeit schmücken, die aber scheinbar unter der Bevölkerung noch viel Ansehen genossen.

Also wälzte sich Martin in Konjunktiven. An der großen Pforte von Schloss Bran befand sich ein verzierter, eiserner Beschlag und ein ebensolcher Türklopfer. Und wenn, ja wenn dieses Schloss die Heimat des Grafen Dracula gewesen wäre, ja wenn, dann wäre es dieser Türklopfer gewesen, mit dem Jonathan Harker um Einlass gebeten hätte, und auf dessen Begehren der Graf den berühmten Satz *„trete ein aus freiem Willen“* gesprochen hätte. *„Ja wenn“*, dachte Martin, *„es wäre so schön und passend gewesen.“*

Das reale Schloss Bran war wunderbar verwinkelt und mit schönen Möbeln aus allerlei Epochen ausgestattet. Nichts im Schloss war konsistent, die Jahrhunderte kollidierten auf charmante Art. Hier und da eine Hinweistafel zwischen eifrig gipsenden Handwerkern, die das Bauwerk auf den Touristenansturm des Sommers vorbereiteten. Alle Räume waren frei begehbar, keine Führung wurde angeboten, und so stromerten Ratri und Martin über kleine Treppen und Balkone, blickten aus verspielten Erkern und sahen sich alles genau an. Trotz einer wohl unvermeidbaren Desillusionierung gefiel den beiden ihr Besuch auf der Törzburg sehr gut, und froh über den Ausflug traten sie die Weiterfahrt an.

Als nächstes wollten sie sich die Kirchenburg Tartlau in Prejmer ansehen, die im Reiseführer fast überschwänglich gelobt wurde. Bis Hăman, nordwestlich von Braşov, fanden sie den Weg problemlos, dann verlor sich auf wundersame Art und Weise die Spur. Obwohl auf der Straßenkarte denkbar einfach aussehend, war es ihnen trotz zahlreicher Versuche nicht möglich, die angeblich existierende Straße nach Osten zu finden. Mehrere Autoinsassen, die abwechselnd verzweifelt auf ihre Karte und in die Landschaft blickten, teilten das Schicksal, und so fuhren die beiden Abenteurer, ebenso wie die Autos samt Insassen unverrichteter Dinge wieder ab.

Auf dem Rückweg nach Schäßburg blieb der erwartete Regen aus, der Himmel hatte sich böseartig verfinstert, doch dieses Mal blieben die beiden verschont, was Martin nur als gerecht empfand. In ihrer Bleibe wurden die beiden von Maria mit einem Erdbeer-Rhabarber-Kuchen versorgt, den sie aus Zutaten aus dem eigenen Garten gebacken hatte und der den beiden hervorragend schmeckte.

Abends liefen sie wieder in die Innenstadt. Martin kaufte auf dem Weg noch zwei Dosen Bier, die er für seine Verköstigung während des Schreibens des Tagebuchs vorgesehen hatte. Anschließend besuchten die Abenteurer wieder die Pizzeria und stürzten damit die Kellnerin in eine tiefe Glaubenskrise, denn an zwei Abenden hintereinander in das Restaurant zu gehen, war der Gipfel des Ungewöhnlichen in Schäßburg im Sommer 2002. Später, wieder in ihrem gemütlichen

Zimmer angekommen, war Martin an der Reihe, eine Glaubenskrisen zu durchleben. Es gab in Rumänien wirklich nicht viele alkoholfreie Biere, aber er, ausgerechnet er, ihm musste so etwas passieren, er hatte zwei Dosen erwischt oder besser sie ihn.

Der 19. Tag der Transkarpaten-Tour führte Ratri und Martin nach Sibiu, auf deutsch Hermannstadt. Auf der Fahrt nach Südwesten kamen sie auch durch Copsa Mică nahe Mediaş, einer Region mit trauriger Berühmtheit, spielte sich dort doch eines der größten Verbrechen gegen die Umwelt der Ceauşescu-Zeit ab. Ein gigantisches Kombinat, das Grundstoffe für die Kunststoffindustrie erzeugt hatte, war verantwortlich für eine beispiellose Zerstörung der Natur. Obst wuchs nicht mehr, ganze Landstriche waren von einem schwarzen, klebrig zähen Film überzogen. Was in den Ohren der Besucher klang wie eine Katastrophe, etwa wie eine Ölpest, war Jahrzehnte lang der reguläre Betrieb dieses menschenfeindlichen Molochs, bis er viel zu spät stillgelegt wurde und ihn damit das gleiche Schicksal ereilte wie seinen geistigen Vater Ceauşescu.

In Sibiu angekommen suchten Ratri und Martin einen Parkplatz für Diversion und Freewind und machten sich dann auf, die Stadt zu erkunden. Ihr Versuch, das Gepäck im Tourist Office abzugeben, scheiterte. Zwar war die Dame gerne bereit, ihnen einen überkauften Stadtplan zu verkaufen, der so detailliert war, wie der Wegeplan eines Zoos. Auf die Frage nach dem Gepäck schob sie dann aber schützend eine böse, virtuelle Chefin vor, die so etwas leider nicht erlaube. Die beiden Abenteurer stärkten sich noch mit den unvermeidbaren,

schmackhaften micis und beobachteten den hoffnungslosen Kampf des Standbetreibers, ein bettelndes Zigeunerkind zu vertreiben.

In der Stadt fand gerade ein großes Festival der Künste statt und überall war prächtig geschmückt. Stände mit Essen und Trinken reihten sich aneinander, dann wieder eine Bühne. Ratri und Martin verglichen ihr bisheriges Rumänien-Bild mit dem, was sie vor sich sahen und stellten erhebliche Diskrepanzen fest. Rumänien war auf dem Weg, ganz sicher, nur konnten leider nicht alle Schritt halten.

Der eigentliche Grund für den Besuch Sibius war allerdings der Wochenmarkt, der hier Dienstags abgehalten wurde. Laut Marco Polo Reiseführer ein Riesenspektakel, das sich der interessierte Besucher nicht entgehen lassen sollte. So fanden es Ratri und Martin dann auch etwas erstaunlich, dass die geschäftstüchtige Dame im Tourist Office zunächst gar nicht wusste, was sie meinten, als sie fragten, wo denn der Markt sei.

Schließlich in der Unterstadt angekommen, fanden sie zwar ein buntes Treiben und viele Marktstände, der spezielle Reiz dieses Ortes blieb ihnen allerdings verborgen. Auch der Versuch, die laut Reiseführer berühmte Hermannstädter Salami zu kaufen, scheiterte. Es gab zwar hervorragende Salami, aber keine aus Hermannstadt. Martin dachte sich, dass es sich dabei wohl um das ‚Cup Denmark-Phänomen‘ handeln musste, etwas, das es nur dort nicht gab, wo man es am ehesten vermuten würde. Er nahm sich fest vor, diese Theorie weiter zu untersuchen und fügte einer Liste in seinem

Kopf Dinge wie Schwarzwälder Kirschtorte, Hamburger, Nürnberger und Berliner hinzu.

Auf dem Rückweg in die Oberstadt nahmen Ratri und Martin die breiten Treppen, die im Reiseführer so beschrieben wurden, als versetzten sie den Gast in Sekundenbruchteilen ins mittelalterliche Sibiu. In Wahrheit waren die Treppen lediglich ein Überbleibsel vergangener, mittelalterlicher Pracht und denkbar schlecht erhalten, wie eigentlich bis auf wenige Ausnahmen alles in Sibiu. Selbst die mächtige Stadtmauer musste von hölzernen Exoskeletten gehalten werden und drohte einzustürzen. Die Lügenbrücke über die Gassen der Altstadt, die angeblich dann zusammenstürzte, wenn ein Lügner sie betrat, hatte wahrscheinlich den Autor des Reiseführers in den Abgrund gerissen.

Als die beiden aus Sibiu herausfuhren, hielten sie bei einer der bunten Petrom-Tankstellen, um sich etwas zu trinken zu kaufen und die Toilette zu benutzen. Martin prüfte noch den Luftdruck der Reifen und wurde Zeuge einer der heftigsten Gegensätze der ganze Reise. In der Tankstelle stapelten sich Luxusgüter aller Art, amerikanische Croissants mit Schokoladenfüllung neben deutschen Scheibenwischern von Bosch, draußen vor der Tür hielt eine Pferdekutsche, eine Zigeunerfamilie stieg ab und suchte im Wohlstandsmüll nach verwertbaren Teilen, ohne Martin weiter zu beachten.

Auf dem Rückweg führen die beiden einen kleinen Umweg zur Wehrkirche in Biertan, die von außen schön

anzusehen war, hinein kamen sie zu ihrem Bedauern nicht.

Am Abend streiften Ratri und Martin ausgiebig über den Schlossberg und gingen dann zum dritten Mal ins ‚4 amici‘, die Pizzeria am Fuße der Schäßburg, und waren dort nun endgültig bekannt wie der sprichwörtliche bunte Hund. An diesem Abend komplettierte Martin die Sammlung der meist verbreiteten rumänischen Biere in seinem Magen. Ursus, Silva, Hopfenkönig und Bergenbier, alle hatte er probiert, natürlich nur eine Marke pro Abend, und alle für exzellent befunden. Außerdem verfügte er als einer der wenigen Touristen über die Erfahrung, ein alkoholfreies, rumänisches Bier getrunken zu haben, und alleine das zeichnete ihn als profunden Kenner der Materie aus, wie er sich dachte.

Anschließend stiegen die beiden Abenteurer wieder zum Schloss auf und besuchten Elena und Edi. Die beiden waren offensichtlich sehr erfreut über den Besuch und es wurde ein Abend, den die beiden Gäste sehr genossen. Elena war in ihrem Redefluss kaum zu bremsen und erzählte viel aus dem Alltag der Rumänen in der neuen Zeit. *„Als die Ceauşescu noch geleben ist“, sagte Elena, „hatten alle nichts, bis auf die Parteibonzen, aber über die lachten insgeheim alle. Manchmal hörte man zum Beispiel, es gebe Eier zu kaufen und stellte sich in die Schlange. Meist gab es nichts mehr, wenn man dran war, manchmal bekam man etwas und war glücklich darüber. Heute gibt es alles, aber niemand kann es kaufen, weil es zu teuer ist. Die Kinder drücken sich die Nase an den*

*Schaufensterscheiben platt, und die Eltern müssen immer wieder sagen, dass sie sich das nicht leisten können.“*

Die beiden waren sicherlich keine Verehrer Ceaușescus, aber auch die neue Zeit hatte ihre Nachteile, wie Ratri und Martin lernten. Jeder unternahm irgendetwas, um zu überleben, ein wenig Spekulation mit Grund oder Häusern, einige Wochen Erdbeerernte in Deutschland, der eigene Garten oder ein Stall mit einem Schwein. Elena und Edi kamen scheinbar gut zurecht, waren umtriebige Leute, kannten jeden, vermittelten Zimmer, betreuten Touristen. Sie stammte aus einem Dorf, das ursprünglich deutsch war, nun waren die Deutschen weg, sie sind geblieben. Edi war Ungar, aber beide waren Rumänen. Nach Deutschland wollten sie nicht für immer. Edi schüttelte den Kopf, *„nein, dieser Zwang, jeden Tag pünktlich um 8Uhr arbeiten, wie eine Maschine“*, das sei nichts für sie.

Elena brachte selbstgekelterten Wein, nur für wenige Flaschen reichten die Trauben im Garten, eigentlich war er für Kirchenfeste. Edi holte selbstgemachten Quitten-Schnaps, trank aber selbst nicht mit. Am nächsten Morgen wussten die beiden Abenteurer warum. Der Abschied war herzlich, und diese Herzlichkeit war ehrlich. Ratri und Martin freuten sich, die beiden kennen gelernt und somit auch einen Einblick in das wirkliche Leben außerhalb der Touristenattraktionen erhalten zu haben. Etwas angeschlagen liefen sie zurück zu Maria und nahmen sich vor, noch einen weiteren Tag in Schäßburg zu bleiben, da es am nächsten Tag ja ohnehin schon wieder regnen sollte.

## **Durch die Walachei**

So betrachtet begann der 20. Tag der Tour mit einer Enttäuschung, nämlich strahlendem Sonnenschein. Unter diesem Eindruck besannen sich Ratri und Martin auf ihre ursprüngliche Planung, verabschiedeten sich von Maria und fuhren nach Süden in Richtung der Munții Făgărașului, dem Făgăraș-Gebirge. Dort wollten sie einen Pass über die hohen Berge nehmen und der Straße am Lacul Vidraru entlang folgen, ehe sie auf der Südseite der Karpaten in Curtea de Arges wieder am Fuße ankommen würden. Bei einem Tankstopp an der Kreuzung zu dieser Straße sahen sie aber schon das große und keineswegs provisorische oder zeitliche begrenzte Schild, das ihnen die Sperrung der besagten Straße erklärte. Auch der Tankwart schüttelte den Kopf, aus der Fahrt durch das Făgăraș-Gebirge wurde nichts.

Stattdessen zwängten sich die beiden Abenteurer, wie viele Tausend andere Lastwagen und Autos auch, durch das Oltul-Tal, das Munții Făgărașului und Munții Lotrului trennte und direkt nach Râmnicu Vâlcea führte. Die Straße war stark befahren und dichte Rußschwaden hingen über der Fahrbahn. Auch landschaftlich hatte der Weg durch das Tal nicht im entferntesten das zu bieten, was sie zumindest in ihrer Vorstellung bei der Überquerung des Făgăraș-Gebirges hätten genießen dürfen.

So fuhren sie in einer dichten Blechlawine steckend von Transsilvanien in die Walachei und wunderten sich über den orientalisches-osmanisch-türkischen Einfluss in dieser Gegend. ‚TIR Parking‘, eine im Rumänien dieser Zeit

fast so wichtige Phrase wie ‚non stop‘, die wirklich an jedem erdenklichen Ort prangte und absolut nichts zu bedeuten hatte, hieß hier ‚TIR Parking Türk‘, und aus den Imbissbuden am Straßenrand klang orientalisch anmutende Musik.

Mit etwas Mühe fuhren Ratri und Martin durch Rîmnicu Vîlcea und machten sich dann auf die Suche nach einer Bleibe. Diese Suche erwies sich erstaunlicherweise im Süden Rumäniens als schwieriger als im angeblich so wilden und ursprünglichen Norden, und was sie fanden, war alles andere als einladend. Erst in Horezu, das mit einem Kloster einige Besucher anzulocken versuchte, fanden sie ein Restaurant mit Zeltplatz, auf dem auch die schon bekannten Holzhütten standen. Die kleine Hütte gefiel den beiden gut, nur bekamen sie, wahrscheinlich um die seltenen Gäste zur Schau zu stellen, eine, die direkt an der vielbefahrenen Straße lag. Die offizielle Begründung lautete, dass es wegen der wenigen Besucher nur noch Konzessionen für einige wenige Hütten gäbe und diese nun mal an der Straße lägen. Ein weiteres Manko waren die auch für hartgesottene Zeitgenossen nicht benutzbaren Toiletten. Da es aber im Restaurant welche gab und dieses natürlich ‚non stop‘ geöffnet war, stellte dieser Umstand kein Problem dar.

Abends im Restaurant saßen Ratri und Martin auf der Terrasse und aßen von Hunden umlagert Fleisch vom Grill. Drinnen sang eine Frau zur Musik aus einem elektronischen Gerät, und bei diesem Gesang hatten die beiden Abenteurer nun endgültig das Gefühl, im Orient zu sein. *„Das sich ein Land auf so wenigen Kilometern so ändern kann“*, stellte Ratri fest und dachte daran, dass

sie die Karpaten wohl am nächsten, spätestens am übernächsten Tag hinter sich lassen würden. „*Weißt Du was?*“, antwortete Martin gedankenverloren, „*heute hat es den ganzen Tag nicht geregnet!*“

Nach unruhiger Nacht, ein LKW hatte eine Zeit lang mit laufendem Motor quasi vor ihrer Hütte gestanden und eine lautstarke Reparatur durch den Fahrer erduldet, wachten die beiden Abenteurer am Morgen des 21. Tages ihrer Reise auf. Ratri hatte Ameisen im Bett, die aber noch nicht bis in den Schlafsack vorgedrungen waren. Nach dem schon obligatorischen Frühstückstees begann es leicht zu regnen, und Martin haderte erneut genervt mit dem Wetter. Somit musste eine Besichtigung des Klosters entfallen, dick verpackt in ihre Regenkombis wollten die beiden am liebsten nur fahren.

Sie folgten dem Karpatenkamm nach Westen, kamen durch Țirgu Jiu und schließlich Băile Herculane, einem fast mondän anmutenden Kurort. Hier waren sie direkt südlich des Pasul Poarta Orientală und damit am Ende der Karpaten, denen sie nun rund 3.000km gefolgt waren. Eine Reise, die sie vorbereitet hatten wie noch keine andere, fand hier ein erstes Ende, ab hier fuhren sie nur noch nach Hause, zwar noch weit, aber eben nach Hause.

Weiter nordwestlich, in Reșița, versuchten Ratri und Martin ein Motel oder einen Campingplatz zu finden, hatten aber keinen Erfolg. Zwar gab es in der Innenstadt mehrere Hotels, aber keines hatte eine Garage oder einen bewachten Parkplatz, und die Welt, in der sie in Hausflure fahren durften, lag lange hinter ihnen. Etwas verzweifelt traten sie die Flucht nach vorne an und

fanden tatsächlich das, was sie suchten, ein Motel auf dem Land nahe Bocşa Vaşiovei.



Das gepflegte Haus war mit 500.000 Lei, also etwa 17€ pro Nacht für das Doppelzimmer für rumänische Verhältnisse eher teuer und dementsprechend luxuriös ausgestattet. Das Zimmer verfügte über Dusche und Satelliten-Fernsehen, lediglich die Toilette war auf dem Gang beheimatet. Das Restaurant war ebenfalls hervorragend, und Martin ließ es sich nicht nehmen, seinen geliebten Grillteller zu bestellen, während sich Ratri ihr Schweinefilet mit Pilzen mit einem viel zu süßen Wein verdarb. *„In dieser Beziehung sind Biertrinker besser dran“*, sagte Martin, *„kauft man nicht versehentlich ein alkoholfreies, kann eigentlich schon*

*nichts mehr schief gehen.*“ Ratri nickte und schlürfte tapfer ihren Wein, bestellte dann aber auch ein Bier.

Die Gesellschaft im Motel war bunt gemischt, um nicht zu sagen illustert. Ein italienischer Geschäftsmann, der seine Speisen meist freiwillig mit den Hunden teilte und daran scheinbar großen Gefallen fand. Rumänische Geschäftsleute, die Ratri und Martin besser nicht nach der Art ihres Geschäfts fragten und die diese selbst meist nur mit ‚Import-Export‘ angaben. Einer handelte mit Jeans, ein junger Mann, der sehr gut Deutsch und Englisch sprach, letzteres, da er in Chicago gearbeitet und sich dann die ganzen USA angesehen hatte, bevor er zurück nach Rumänien kam. Und nette junge Damen, die an den Geschäftsleuten gleich welcher Nation interessiert waren.

Später am Abend lernten die beiden Abenteurer noch Gerd kennen, einen Ingenieur aus Schorndorf, der für einen Wurstmaschinen-Fabrikanten unterwegs war und vor Ort bei der Inbetriebnahme half. Gerd freute sich sichtlich, mit Deutschen reden zu können, fuhr selbst Motorrad oder besser gesagt, besaß Motorräder, die er nicht mehr fuhr. Er erzählte von seiner Tätigkeit im gesamten osteuropäischen Raum, die ihn bis Moskau führen und in die Abgründe der mafiösen Geschäftspraktiken der russischen Wurstindustrie blicken ließ. Gerd konnte es nicht verstehen, wie die beiden freiwillig und in ihrem Urlaub nach Rumänien fahren konnten, und als er hörte, dass sie von der Ukraine her eingereist sind, verstand er die Welt nicht mehr. Nach seiner Aussage gab es nichts schöneres, als am Freitag in ein Flugzeug ein- und in Stuttgart wieder auszusteigen.

Glaubte man Gerd, der Ratri und Martin im Verlauf des Abends zunehmend sympathischer wurde, war es auch um die rumänische Wurstherstellung nicht gut bestellt. Fleisch bezogen die Fabriken ausschließlich aus Deutschland, obwohl halb Rumänien voller Weidevieh stand. Wurde einmal produziert, musste ein Arbeiter dicke Beschläge an die Klappen der Wurstmaschine schweißen, und ein Vorarbeiter sicherte die Ausgangsmasse für die Wurst, sowie das Endprodukt mit einem obskur großen Vorhängeschloss.

Alles in dem Betrieb, in dem Gerd gerade versuchte, eine Wurstmaschine in Betrieb zu nehmen, lief völlig unkalkulierbar und rein zufällig ab. Niemand wusste, wann Fleisch geliefert würde oder welche Arbeiter zu welchem Zeitpunkt anwesend sein würden, und es interessierte auch niemanden. Für einen Deutschen war das eine Zumutung, für einen Schwaben eine Katastrophe und für einen schwäbischen Ingenieur ein Weltuntergang.

Zahlreiche Biere fanden an diesem Abend ihre Bezwinger und auch viele Schnäpse, die eigentlich Slibowitz hätten sein sollen, aber keine waren. Gerd erzählte noch von den Bergrennen, die er mit dem Motorrad gefahren war und träumte ein wenig von alten Zeiten, dann gingen alle, nachdem die Email-Adressen getauscht waren, zu Bett.

Den 22. Tag der Reise verbrachten Ratri und Martin mit schlafen, erholen, ausruhen, faulenzten, spazieren gehen und Backgammon spielen. Darüber hinaus aßen und tranken beide noch, das war es dann aber auch. Nach nun

4.500km und mit Ausnahme der Tage von Chotča drei Wochen auf dem Motorrad tat den beiden Abenteurern diese erste richtige Pause sehr gut. Unterwegs hatten sie gar nicht gemerkt, dass sie eigentlich schon längere Zeit müde und erschöpft waren, jetzt sahen sie es daran, wie sie diesen Tag genossen.

Abends gab es im Motel ein großes Fest mit geschlossener Gesellschaft, und die beiden wurden zusammen mit dem Italiener auf dem Balkon bewirtet, bis sie sich wegen eines heftigen Gewitters in den Flur zurückzogen. Dort spielten sie noch eine Weile Backgammon, dann beendeten sie ihren letzten Abend in Rumänien.

## **Ungarn, Slowenien, Österreich, Italien**

Am 23. Tag der Tour fuhren Ratri und Martin bei strahlendem Sonnenschein in Richtung Ungarn. Durch die große Stadt Timișoara lotste sie ein Deutsch-Rumäne, den sie vorher bei einer der zahlreichen, durch den abgefallenen linken Koffer der Freewind bedingten Stopps kennen gelernt hatten. Der Mann hatte mit seinem BMW hinter ihnen am Straßenrand gehalten und mit einer Videokamera eine Mülldeponie gefilmt, dann kam er auf die beiden zu, erzählte, er sei kurz geschäftlich am Schwarzen Meer gewesen, natürlich ohne über die Art des Geschäfts ein Wort zu verlieren, und dass er nun nach Hause wolle. Ratri und Martin folgten ihm durch Timișoara und ersparten sich so eine längere Umgehungsstraße, dann trennte sich ihr Weg von dem des Mannes, beziehungsweise die Geschwindigkeit, die sie auf rumänischen Landstraßen zu fahren pflegten, trennte sie.

In Arad hielten sich die beiden Abenteurer nach Westen und erreichten wenig später die Grenze nach Ungarn. Die Abfertigung verlief etwas zäh aber völlig problemlos, und schon bald fuhren sie durch ein Land, in dem sie die Buchstaben zwar lesen, aber die Worte, die diese bildeten, weder aussprechen, geschweige denn verstehen konnten. Selbst die einfachsten Floskeln der Höflichkeit waren völlig inkompatibel zu ihren Sprachzentren, und so bildeten sie meist Eselsbrücken, wenn sie sich etwas merken wollten.

Die Dörfer, durch die sie fuhren, waren noch stärker als zuvor in der Ukraine und Rumänien von Störchen

bevölkert. Auf ein Dorf von 800m Länge kamen bei einem Abstand von 100m 9 Laternen, und auf etwa zwei Dritteln davon nisteten Störche. Einmal mehr mussten Ratri und Martin darüber schmunzeln, wie begeistert sie von den schwarz-weißen Vögeln in Bojnice waren, vor etwa drei Wochen. Seitdem folgten die Tiere ihnen auf Schritt und Tritt, und Armin hatte wahrscheinlich gar nicht so unrecht, als er in der Slowakei sagte: „*Die Viecher sind hier eine Plage*“. Während sie durch die Dörfer rollten, duftete es nach frischem Knoblauch, der überall am Straßenrand angeboten wurde. „*Auch ein Zeichen dafür, nicht mehr in Transsilvanien zu sein*“, sagte Martin und dachte angestrengt nach, ob er dort einmal Knoblauch gesehen hatte.

Während die beiden durch Szeged fuhren, sahen sie die Fabriken von Pick und Herz, den führenden Herstellern ungarischer Salami. Beide mussten unwillkürlich an Gerd denken und fragten sich, ob wohl auch dort seine Wurstmaschinen standen. Etwas später kauften sie in einem Supermarkt zwei große Exemplare dieser Salamis und durften tatsächlich feststellen, dass es sich um ausgesprochen köstliche Erzeugnisse handelte. Noch später stellten sie allerdings fest, dass es diese Erzeugnisse auch in fast jedem deutschen Supermarkt gab.

Hinter Szeged kamen die beiden Motorrad-Abenteurer in ein heftiges Gewitter, und Martins Laune begann wieder schlechter zu werden, hatte er doch mit Ungarn und der Puszta ausschließlich Hitze und Sonne verbunden. Wieder halbwegs getrocknet kamen sie nach Baja und suchten zunächst einen Bankomaten, dann den

Campingplatz. Ratri war völlig k.o. von der langen Etappe und wollte sich gerne richtig ausruhen, daher fragte Martin an der Rezeption nach einer der Holzhütten. Die Dame erklärte ihm einen Preis von 35€, was Martin selbst für westeuropäische Verhältnisse etwas teuer vorkam, also zelteten sie wieder einmal, das erste Mal seit den Störchen von Bojnice.

Abends fanden sie ein hervorragendes Restaurant, und Martin kam sogar zu einem Gudel-Palatschinken, der berühmten, ungarischen Nachspeise. Was sie zunächst gar nicht bemerkten war, dass auch die Mücken zu einem hervorragenden Abendessen kamen, als sie Martin etwa 20-30 Mal in jeden Fußknöchel zwischen Schuh und Jeans stachen, durch die Strümpfe wohlgemerkt. Baja lag an der Donau, und die bildete dort stehende Seitenarme, was natürlich ein Vorzeigebiotop für Insekten darstellte.

Zurück im Zelt realisierten sie noch kurz ein wachsendes Mücken-Problem, machten sich deswegen aber keine Sorgen, sondern schliefen tief und fest auf dem fast leeren Campingplatz.

Am Morgen des 24. Tages der Reise fällten Ratri und Martin eine folgenschwere Fehlentscheidung und blieben noch einen Tag in Baja. Um nach Hause zu fahren, hatten sie noch fünf Tage Zeit und wollten diese auch nutzen. Martin bemerkte schnell seine Stiche, und daher stand auch Mückenabwehrmittel auf dem Einkaufszettel, der eigentlich dazu entworfen worden war, ein Grillfest zu ermöglichen. Sonntags war die Fleischtheke im Spar-Markt von Baja allerdings leer, und somit scheiterte das Vorhaben.

Mittags aßen die beiden beim selben Restaurant wie am Vorabend, dieses Mal einen kalten Vorspeiseteller und ein wirklich hervorragendes Gulasch, das in Ungarn allerdings im Gegensatz zu diversen internationalen Plagiaten eine Art Eintopf darstellt. Martin stellte zufrieden fest, dass es zwar in Ungarn Gulasch gab, dass dieses aber völlig anders beschaffen war, als seine Pendanten auf der ganzen Welt, und sah damit seine These vom ‚Cup Denmark-Phänomen‘ bestätigt.

Wieder auf dem Zeltplatz stand erst mal eine Wäsche auf dem Programm, zahlreiche Socken mussten gesäubert werden, da der Nachschub auszugehen drohte. Ratri hängte alle an einer Wäscheleine, die Martin zwischen den Motorrädern und einem Baum gespannt hatte, auf. Dann setzten sich die beiden Abenteurer auf ihre Fahrzeuge und sahen beim Trocknen zu, bis sie von einem der wenigen aber dummerweise vorhandenen anderen Camper belästigt wurden. Der Mann, seines Zeichens Wohnmobilist und Besserwisser, eröffnete das Gespräch mit den Worten: *„Gutes Zelt, aber für gescheite Motorräder hat's nicht gereicht, was?“* Martin war so verdattert, dass er gar nicht merkte, dass diese Person vor ihm soeben Diversion und Freewind, die beide schon fast 5.000km durch dick und dünn transportiert hatten, beleidigt hatte.

Es folgte ein endloser Sermon über ‚gescheite Motorräder‘ der Marke BMW, die Martin eigentlich mochte, beim Anblick deren Fahrer aber regelmäßig Magenverstimmungen bekam. Gipfel der Geschichte war die Tatsache, dass dieser Mensch mit einem Wohnmobil

herumfuhr, seine BMW hinten aufgeladen, und nun an den Plattensee musste, weil seine Frau baden wollte, was er mehrfach verfluchte. Im Nachhinein ärgerte sich Martin heftig, diesem respektlosen Banausen nicht sofort den verbalen Fehdehandschuh hingeworfen zu haben, aber nach den Wochen der Höflichkeit und Gastfreundschaft in Osteuropa war er auf das dumme Geschwätz eines deutschen Kämpfers gegen die Midlifecrisis einfach noch nicht wieder gefasst.

Kurz nach dieser kretinösen Attacke begann es wieder zu regnen, möglicherweise weinte der Gott der Abenteurer ein wenig vor dem Anblick soviel menschlichen Jammers, das sich da in das Wohnmobil zurückzog, um den Fernseher einzuschalten. Ratri und Martin zogen mit ihren gewaschenen Socken ins Zelt um und hatten damit eine Sauna konstruiert. Als der Regen aufhörte, durften die nassen Wäschestücke wieder hinaus auf die Leine, nur weigerten die sich beharrlich bei 100% relativer Luftfeuchtigkeit und 0km/h Wind zu trocknen. Dazu kam jetzt, bei schwül-heißer Luft, ein nicht unerhebliches Mückenproblem.

Die beiden Abenteurer lagen in ihrem Saunazelt und schwitzten, Ratri las im Reiseführer, und Martin war es langweilig, weshalb er begann Bier zu trinken. Krabbelten sie aus dem Zelt, dauerte es nur Sekunden, bis die nackte Haut von saugenden Insekten bevölkert wurde, fuhr Martin sich durch den Bart, fielen mindestens fünf der kleinen Monster heraus. Auch das Mückenabwehrmittel brachte nur eine bedingte Lösung des Problems, insbesondere bei Toilettengängen fanden die Plagegeister genug nicht benetzter Angriffsfläche.

Gegen 22.30Uhr beobachteten die beiden im Nordwesten ein heftiges Wetterleuchten und parkten die nach wie vor nassen Socken wieder im Zelt, wobei zahlreiche Moskitos die Chance ergriffen und sich zu ihnen gesellten. In der Nacht setzten heftige Regenfälle ein, und Ratri und Martin konnten sich nun sicher sein, dass ihr Zelt absolut regenfest war. Trotz des Regens nahm die Mückendichte nach wie vor zu, und um den 25. Tag der Reise nicht frustriert im Zelt verbringen zu müssen, begannen die beiden Abenteurer beim ersten Anschein des Nachlassens zusammen zu packen.

Als sie im Schutze des Waschhäuschens ihre Ausrüstung sortierten und verstaute, hörte Martin plötzlich einen dumpfen Knall, und er wusste in Sekundenbruchteilen, dass dieser von einer umgefallenen, blauen Suzuki XF650 Freewind herrührte. Der Boden hatte sich in Morast verwandelt, und das mochte der Hauptständer wohl nicht besonders, der Yamaha war es relativ egal. Als die beiden das Motorrad wieder aufstellten und im strömenden Regen den vorgeschädigten Koffer festzurten, schwor sich Martin mit dem Konstrukteur der Stehhilfen bei Suzuki mal ein ernstes Wort zu reden. Seine Stimmung war auf dem Tiefpunkt, und eine kurze Zeit lang dachte er, seine letzte Motorrad-Tour zu unternehmen, so genervt war er.

Nach der eiligen Abreise fuhren Ratri und Martin nach Westen, bald hellte der Himmel auf und der Regen ließ nach. Am Abend kamen sie trocken in Nagykanisza an und fanden beim Campingplatz ein Motel, das ihnen ein gemütliches Zimmer vermieten und die Motorräder in

einer offenen Garage unterbringen konnte. Nach einem warmen Abendessen ging es beiden schon wieder besser, und sie sanken in die Federn.

Der 26. Tag der Reise begann wie eine Erlösung, um 7.30Uhr strahlend blauer, wolkenloser Himmel und Sonne. Als Mitbringsel aus Ungarn kauften die beiden Motorrad-Abenteurer noch die zwei bereits erwähnten Salamis der Marken Pick und Herz, und zwar in einem Tesco Supermarkt, einer Filiale der Kette also, die sie schon in der Slowakei kennen gelernt hatten. Auch die ungarischen Ableger brauchten sich vor den großen Konsumtempeln der USA nicht zu verstecken und so kam Martin nach längerer Suche schließlich zu einem stabilen Spanngurt mit Ratsche, der sein Kofferproblem endgültig löste.

Um ein wenig abzukürzen, versuchten die beiden, einen kleinen Grenzübergang von Ungarn nach Slowenien zu benutzen, der aber dem Grenzverkehr für Angehörige der beiden Nationen vorbehalten war. Also fuhren sie nach Norden und verließen Ungarn hinter Rédics. Bald waren sie in Murska Sobota und fuhren bei Laafeld wieder aus Slowenien hinaus und nach Österreich hinein. Martin schrieb Fisch, einem guten Freund der beiden, den sie über ihr Wohlergehen stets auf dem Laufenden gehalten hatten, eine SMS mit den Worten: *„Sind in Österreich, das Abenteuer beginnt“*. Fisch antwortete prompt: *„Seid vorsichtig, hinterlistiges Bergvolk. Drücke Euch die Daumen!“*

Gleich am ersten Straßenschild hielten Ratri und Martin an, um sich eine Route nach Kärnten auszusuchen. Ein

Mann auf einem Roller hielt und fragte die beiden nach ihrem Ziel. Als er hörte, dass sie nach Westen wollten, empfahl er ihnen eindringlich die ‚Südsteierische Weinstraße‘, ein Tipp, den die beiden befolgten und diese Entscheidung nicht bereuten.

Die Südsteierische Weinstraße führte auf kleinen Pfaden unendlich kurvig an der Grenze zu Slowenien entlang, und zahlreiche Winzerstuben luden zum Rasten ein. Die Weinberge rechts und links des Weges waren sanft und hügelig, von der Sonne verwöhnt und schimmerten in einem satten, milden Grün. Ratri und Martin gefiel die Landschaft ausgesprochen gut, und sie kehrten auf ein kleines Mittagessen ein, ehe sie weiterfuhren. Weiter nach Westen führte ihr Weg, immer an den Karawanken entlang, bis sie schließlich auf die Drau trafen und dieser bis Villach folgten. Etwas nördlich von Villach, in Annenheim am Ossiacher See, fuhren sie zu einem Zeltplatz, den Martin schon von einigen vorherigen Aufenthalten kannte.

Dort bauten die beiden ihr nasses Zelt auf und trockneten alles das, was beim Abbau in Baja feucht geworden war. Fast ihre gesamte Ausrüstung lag nun auf dem Rasen oder hing an Bäumen, die beiden schwammen derweil im Ossiacher See und so langsam stellte sich ein Gefühl großer Zufriedenheit ein. Das Abenteuer war vorüber, und es ging ihnen prächtig, sie hatten viel gesehen und erlebt und begannen, sich auf die Fotos zu freuen, die sie unterwegs gemacht hatten. Martin dachte zurück an 1996, als er mit dem Gleitschirm das erste Mal am Ossiacher See war, um an einem Sicherheitstraining teilzunehmen. Auch damals, nachdem sie den Gebrauch

des Notfallschirms geübt hatten, lagen allerlei bunte Sachen auf dem Rasen verstreut, um zu trocknen, denn die Simulation eines Absturzes führten sie über Wasser durch und landeten dann mitten im See.

Damals war sein Aufenthalt in Annenheim der Start einer fast dreimonatigen Tour durch Europa gewesen. Von Kärnten war er zunächst wieder ins Chiemgau gefahren, von dort nach Feltre, in die prävenetischen Alpen, dann weiter in die Abruzzen. Von dort hatte ihn sein Weg entlang des Mittelmeers geführt, zunächst die Riviera hinauf bis Frankreich, durch die Provence bis zum Rhonedelta und weiter nach Nordspanien. Hier hatte er einen Ausflug in die Pyrenäen unternommen und war dann die spanische Küste bis Gibraltar hinunter gefahren. Nach etwa drei Monaten hatte er den Heimweg angetreten.

Vieles hatte sich seit damals verändert und doch wieder nichts. Das Gleitschirmfliegen hatte Martin aufgegeben, dafür nannte er nun wieder ein Motorrad sein Eigen. Ein Motorrad war seiner Meinung nach auch viel geeigneter, um auf eine Abenteuer-Tour zu gehen. Das Fernweh packte ihn ab und an, und er fühlte, einfach weg zu müssen. Nur eines hatte sich gravierend verändert, das größte Glück seines Lebens, Ratri, war nun an seiner Seite und ging mit ihm durch dick und dünn. Abenteuer gemeinsam auszuhecken und zu erleben war viel schöner, als sich alleine durchzuschlagen, fand Martin. Und sich anschließend gemeinsam daran zu erinnern, Fotos einzukleben und in Erinnerungen zu schwelgen war das, worauf sich die beiden jetzt gemeinsam freuten.

Den 27. Tag der Tour verbrachten Ratri und Martin am und im Ossiacher See. Zum Frühstück gab es Tee vom eigenen Spirituskocher, der damit seine erste Verwendung auf der Tour fand, zu gut war die Versorgungslage überall gewesen, um sich diese Mühe zu machen. Martin hatte frische Brötchen und eine Zeitung geholt, und so lagen sie lange in der Morgensonne und ließen es sich gut gehen.

Am Vormittag fuhren sie mit der Kanzelbahn auf die Gerlitzten, den Berg oberhalb Annenheims. Von hier war Martin zahlreiche Male mit dem Gleitschirm gestartet, auch damals zu den Trainingsflügen über dem See. Bei der Vorstellung, 1000m über dem See die Strömung am Gleitschirm abreißen zu lassen, zu hören wie die Windgeräusche nachlassen und dann nach hinten ins Nichts zu kippen, bevor die wild flatternde Kappe volle Konzentration bei der Wiederöffnung verlangt, wurde Martin ganz anders in der Magengegend. Insgeheim betrachtete er den Martin von 1996 mit einer Mischung aus Fassungslosigkeit und Bewunderung, ebenso hätte es aber der von 1996 getan, hätte er dem von 2002 ins Antlitz gesehen.

Am Nachmittag fuhren die beiden Abenteurer zur Burgruine Landskron, die gegenüber von Annenheim am Südwestende des Ossiacher Sees auf einem Berg thronte. Hier fand mehrmals am Tag eine Greifvogelflugschau einer wildbiologischen Vogelwarte statt. Martin hatte die Vorführung bereits 1997 bei seinem zweiten Aufenthalt am Ossiacher See gesehen und war begeistert davon. Nach und nach wurden verschiedene Vögel gezeigt und freigelassen, die sich daraufhin majestätisch in den

Himmel schraubten. Die Falken jagten zunächst nach Futterstückchen die Burgmauer hinunter und gingen dann ebenfalls auf einen Ausflug. Die absolute Krönung war allerdings in den Augen Martins der Auftritt der Gänsegeier. Die Vögel hatten damals auf dem Absperrgitter hinter der letzten Zuschauerreihe Platz genommen und waren dann behäbig über die Köpfe der Besucher gestartet, wobei sie diese fast streiften. Diese über 10kg schweren, imposanten Tiere frei fliegen und vor allem starten zu sehen, war Martin im Gedächtnis geblieben, und er hatte Ratri viele Male davon erzählt.

An diesem Tag jedoch kam alles anders. Die Vorführung begann mit dem Raben, dann waren die Falken dran. Das Flugwetter verschlechterte sich jedoch zusehends, und bald war der Himmel vollständig bewölkt, womit keine Thermik mehr aufkommen konnte. Dazu kam ein frischer Ostwind, der auf der Westseite der Burg Landskron, auf der die Vorführung stattfand, ein Lee erzeugte. Der Falkner wusste natürlich, was diese Wetterlage für seine Schützlinge bedeutete und begann die Besucher darauf einzustimmen, dass die großen Vögel Probleme bekommen würden. Ein Steinadler war der nächste Ausflügler, allerdings wurde er ziemlich ruppig über die Burgmauer gespült und anschließend nicht mehr gesehen. *„Adler suchen sich in solchen Fällen einen ruhigen Platz und warten auf besseres Flugwetter“*, erklärte der Falkner, *„das kann schon mal ein paar Tage dauern.“*

Als nächstes wurde ein großer, imposanter Uhu herumgetragen, dann war es Zeit für den Weißkopfseeadler, das Wappentier der USA. Aber auch dem erging es nicht besser als seinem Kollegen zuvor,

der Wind drückte ihn hinter der Burgmauer gnadenlos hinunter und nach zwei oder drei Anläufen verschwand auch er. Damit war die Vorführung dann auch beendet, die Gänsegeier mussten bei diesen Witterungsbedingungen in ihrem Gehege bleiben. *„Die Vögel sind einfach viel zu schwer und behäbig, wären mit Sicherheit ins Tal geweht worden und hätten von dort den Heimweg zu Fuß angetreten“*, wusste der Falkner zu erzählen. Laut seinen Aussagen musste die Gänsegeier-Familie einmal sogar von einem Polizeiwagen eskortiert werden, als sie die mautpflichtige Straße zur Burg hoch lief. *„Gänsegeier warten also nicht auf besseres Wetter sondern wollen nach Hause“*, dachte Martin, *„und wenn es sein muss eben im Gänsegeiermarsch.“*

Ratri fand die Entwicklung nicht weiter schlimm, Martin jedoch war etwas enttäuscht, dass die Vorführung nicht so verlaufen war wie in seiner Erinnerung. Als die beiden aber auf der Terrasse des Burgrestaurants saßen, wurden sie Zeugen der Rückkehr des Weißkopfseeadlers, die auch Martin zufrieden stellte. Weit im Drautal riss die Wolkendecke ein wenig auf und Sonnenstrahlen bohrten sich hindurch. Über dem angestrahlten Fleck Erde sahen die beiden plötzlich einen mächtigen Vogel kreisen und Höhe gewinnen, nicht viel, aber beständig. Adler fliegen sehr schnell und haben von Geburt einen guten Endanflugrechner, keinen Meter zu hoch flog der Greifvogel ab und schoss mit atemberaubender Geschwindigkeit auf die Burg zu. Nur wenige Meter über der Burgmauer kam er an und landete zielstrebig vor seinem Gehege, wo er von einer besorgten Pflegerin bereits erwartet wurde.

Am 28. Tag der Tour fuhren Ratri und Martin weiter nach Westen, versuchten möglichst kleine Straßen zu benutzen und genossen die Landschaft der Karnischen Alpen. Sie fuhren das Gailtal entlang nach Silian und tauchten dann in die Dolomiten ein. Ihr Weg führte die beiden Abenteurer an den drei Zinnen und der Marmolada vorbei, sie befuhren einige Pässe mit endlos vielen Kehren und kamen schließlich am Karer Pass an, hinter dem, eingebettet zwischen Rosengarten und Latemar, ihr Hotel für diese Nacht lag.

„Castel Latemar“ nannte sich das selbsternannte „Biker-Hotel“, das in zahlreichen Motorrad-Zeitschriften warb, und das die beiden schon länger einmal ausprobieren wollten. Das Haus war sehr gepflegt, allerdings auch nicht billig, und als der Mann an der Rezeption noch grummelnd „*das lohnt sich doch nicht*“ von sich gab, als es darum ging, die Rechnung von 64€ mit der Kreditkarte zu bezahlen, war den Abenteurern klar, dass Rumänien, in dem die Menschen mit 64€ zwei Monate überleben mussten, sehr weit weg war. Zudem hatte Italien, besonders Südtirol, scheinbar ein Problem mit der Umstellung auf den Euro gehabt. Nachdem sie die Nullen weggestrichen hatten, waren alle so erschöpft, dass sie völlig vergaßen, die verbleibende Zahl zu halbieren und so wurde aus einer Pizza, die Monate vorher noch 12.000 Lire gekostet hatte, eine Pizza für 12€.

Trotz dieses leichten Kulturschocks genossen Ratri und Martin ihren Aufenthalt, tranken einen Aperitif mit Blick auf den Rosengarten und aßen vorzüglich zu Abend. Etwas störend war der Rest der Biker-Gemeinde, fast ausschließlich Herrschaften über 50, die sich an ihren

Heldentaten ergötzen, wobei diese von Bier zu Bier heldenhafter wurden. Auch Martins Vorurteil über die Lenker der ‚gescheiterten Motorräder‘ aus München fand dabei fuderweise neue Nahrung, und so beschloss die beiden glücklichen Japanschrott-Treiber nach diesem Erstversuch in Zukunft lieber die Finger von ‚Biker-Hotels‘ gleich welcher Art zu lassen.

Der 29. Tag der ‚Transkarpaten 2002‘ war für Ratri und Martin auch gleichzeitig der letzte dieses Abenteuers. Sie fuhren durch die wunderbare Landschaft der Dolomiten nach Bozen und bewegten sich spätestens in Meran wieder auf bekanntem Terrain. Die beiden fuhren durch das Passeiertal und entschieden sich dann, den Verkaufsstand an der Auffahrt zum Jaufenpass anzusteuern, an dem sie im Jahr zuvor den bislang besten Südtiroler Speck bekommen hatten. Der Stand war allerdings geschlossen, so dass Ratri beim Metzger in St. Leonhard Speck besorgte, der dem vom Vorjahr schon sehr nahe kam, ihn aber nicht erreichte.

Die weitere Fahrt führte Ratri und Martin über das Timmelsjoch, wie im Vorjahr auf ihrer Reise ‚*auf der Fährte des Windes*‘\*. Sie fuhren über das Hahntennjoch, staunten und ärgerten sich über die vielen Motorradfahrer in den Alpen und kamen dann über Lechtal und Tannheimer Tal ins Allgäu.

Ihre erste Anlaufstelle in der Heimat war Manfred Unseld, dem sie von ihren Erlebnissen erzählten und der

---

\* ‚auf der Fährte des Windes‘ – die Abenteuer von Tiger und Mötter auf Korsika & Sardinien, Martin, 2001, 56 Seiten, Paperback, keine Farbfotos, noch nicht mal schwarz-weiße, endlos viele Rechtschreibfehler, erschienen in diesem Verlag...wo auch sonst

sehr daran interessiert war, wie es Diversion und Freewind ergangen war.

Danach fuhren sie nach Ummendorf, nach Hause, rollten langsam und etwas nachdenklich auf den so vertrauten Hof und waren wieder zurück. Zurück nach 6.000km, 29 Tagen, 9 Ländern und 10 Grenzen.

## **Epilog**

Das so lange geplante und herbeigesehnte Abenteuer ‚Transkarpaten 2002‘ war zu Ende, sie waren ohne Kratzer, ohne Diebstahl, ohne Überfall und wohlgenährt zurück, reich an Bildern im Kopf, reich an Erlebnissen, reich an Erfahrungen. Sie hatten Gastfreundschaft und Hilfsbereitschaft angetroffen, Neugierde und Offenheit hatten ihnen die Menschen entgegengebracht. Nun waren sie wieder zu Hause und alles war weit weg, die Hochzeit von Chotča, der Regen in den ukrainischen Waldkarpaten, die Maramureş und Transsilvanien.

Wie ein Traum, aber doch wahr. Traumhaft schön und wahrhaftig traumhaft.





**„Transkarpaten 2002“ beschreibt die Reise von Ratri und Martin durch die Karpaten-Länder Tschechien, Slowakei, Ukraine und Rumänien.**

**In 29 Tagen legten die beiden dabei 6.000km auf ihren Motorrädern zurück, fuhren durch 9 Länder, über 10 Grenzen und erlebten so manches Abenteuer.**



*ein Abenteuer von Tiger & Möter*